aus Deutschland



# Stipendien-Aufenthalt im Hashemitischen Königreich Jordanien

vom 1. Januar bis 31. März 2008

# Die Situation der Frauen in Jordanien – Parallelgesellschaften zwischen religiöser Rückbesinnung und wirtschaftlichem Modernisierungszwang

Von Nadia Leihs

Jordanien, vom 1. Januar bis 31. März 2008



# Inhalt

1.	Zur Person	324
2.	Das Stipendium	324
3.	Jordanien im Schnelldurchlauf	325
4.	Frauen in Jordanien	328
4.1	Alles eine Frage der Ehre?	329
4.2	Werbemittel Frauenrechte	331
4.3	Powerfrauen	334
4.4	Die neue Generation	339
4.5	Betriebsbesuch	343
4.6	Im armen Amman	345
4.7	Draußen ist alles anders? Raus aus Amman	347

## 1. Zur Person

Geboren 1977 im Osten Deutschlands und 1990 in den Westteil übergesiedelt, weiß ich, was es heißt, zwischen verschiedenen Welten zu wandeln. Als Tochter einer deutschen Mutter und eines irakischen Vaters, der vor meiner Geburt in sein Heimatland zurückgekehrt war, wusste ich jedoch nichts über das Arabische in mir. Das wollte ich nach dem ersten Treffen mit meinem Vater im Jahr 2004 ändern. Ich begann Arabisch zu lernen, suchte Kontakt zu arabischen Gemeinschaften im Ruhrgebiet und bekam schließlich durch die Heinz-Kühn-Stiftung die Chance, einen längeren Zeitraum in einem arabischen Land, in Jordanien zu verbringen.

Meine ersten Schritte auf der arabischen Halbinsel hatte ich in Begleitung meines Vaters im Jemen gemacht. Doch das "Land hinter Mekka" machte es mir nicht leicht. Als Frau, die keinen Gesichtsschleier trug, wurde ich ständig angestarrt und beobachtet, manchmal auch beschimpft. Die Treffen mit einigen liberalen und toleranten Menschen im ganzen Land relativierten diese Erfahrungen, hinterließen jedoch auch eine Menge Fragezeichen.

Bei den folgenden Recherchen nach erfolgreichen Frauen und Frauenrechtsinitiativen stieß ich immer wieder auf den Libanon, Marokko, Syrien und Jordanien. Die Hauptrollen bei meiner Entscheidung für Jordanien spielten Krieg, Pressefreiheit und arabische Dialekte.

## 2. Das Stipendium

Aus den offiziellen drei Monaten Aufenthalt in Jordanien, die ich mit Hilfe der Heinz-Kühn-Stiftung finanzieren konnte, wurden sieben. Schon im September 2007 flog ich von Frankfurt am Main in die jordanische Hauptstadt Amman, um mein Arabisch vor Ort im Sprachzentrum der Jamiya al-Urdunia, der University of Jordan, aufzupolieren.

Im Januar 2008 begann mein Praktikum bei der Jordan Times, der einzigen englischsprachigen Tageszeitung des Landes. Der Empfang durch Chefredakteur Samir Barhoum war freundlich, doch schon im ersten Gespräch wurde klar, dass sein Interesse an Praktikanten nicht sehr groß war. Ich brauche nur alle zwei, drei Tage zu erscheinen, Arbeit gäbe es für mich sowieso nicht. Warum er denn dann überhaupt Praktikanten akzeptiere, fragte ich erstaunt. Weil er so viele Anfragen erhalte, war seine unbeschwerte Antwort.

Dennoch kam ich einige Tage später am späten Nachmittag in das Großraumbüro im zweiten Stock der Jordan Press Foundation, die auch die sehr viel bekanntere arabischsprachige Tageszeitung al-Rai (Die Meinung) herausgibt. Etwa zehn festangestellte Journalisten arbeiten für die Jordan Times

in Amman, zusätzlich liefern freie Journalisten Texte aus der Hauptstadt und anderen Regionen des Landes. So werden zwei bis drei Lokalseiten sowie eine lokale Wirtschaftsseite gefüllt, Nachrichten aus dem Ausland kommen ebenso wie Kommentare oder Kulturthemen in der Regel von den internationalen Nachrichtenagenturen. Die Spannbreite der Nationalitäten der freien und festen Mitarbeiter reicht von syrisch-kanadisch oder US-amerikanisch über indisch und spanisch zu russisch, Arbeitssprache ist Englisch mit arabischen Brocken.

Was mir zuerst auffiel, war das Fehlen einer regulären Redaktionskonferenz. Themen wurden in der Regel nur zwischen Chefredakteur und Reporter abgesprochen, vor 16 Uhr war das Büro meist wie ausgestorben. Davor waren die Kollegen in der Stadt unterwegs – mancher der Festangestellten auch im Auftrag anderer Arbeitgeber – und klapperten Ministerien, Gerichte, Pressekonferenzen und andere Informationsquellen ab. Danach wurde häufig bis Mitternacht geschrieben und editiert, und nicht nur einmal fragte ich mich, wie die Zeitung überhaupt täglich fertig gestellt werden konnte, wenn selbst die Produzenten der internationalen Seiten ihre Arbeit selten vor dem späten Nachmittag begannen.

Ich hatte schon während des Sprachkurses erste Kontakte geknüpft und Interviews geführt, in den sechs Wochen nach dem Praktikum verging fast kein Tag ohne ein neues Treffen in der Hauptstadt und in Städten und Dörfern im gesamten Land. Als sehr hilfsbereit erwiesen sich dabei die Stiftungen der politischen Parteien Deutschlands, die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) sowie die zahlreichen jordanischen Frauenorganisationen, denen ich nochmals für die Unterstützung und Vermittlung zahlreicher Kontakte danken möchte. Großer Dank gilt vor allem den Frauen, die mir Einblicke in ihr Leben gaben, die alle – wenn auch manche nicht namentlich – in diesen Bericht eingegangen sind.

### 3. Jordanien im Schnelldurchlauf

Das Hashemitische Königreich Jordanien ist ein Kunstprodukt, nach dem Zerfall des Osmanischen Reichs zunächst Teil des britischen Kolonialreichs und seit 1946 unabhängig. Zwischen seinen Nachbarn Israel, Syrien, Irak und Saudi-Arabien liegt es in einem der politisch unruhigsten Landstriche der Gegenwart. Durch die starke Bindung des Königshauses an die USA und seine um Ausgleich bemühte Israelpolitik galt das Land lange Zeit als Außenseiter in der arabischen Welt. Seine innenpolitische Stabilität wurde vor allem durch den massenhaften Zuzug palästinensischer Flüchtlinge seit den 1950er Jahren und die Etablierung anti-israelischer Kräfte gefährdet.

Die Zerschlagung der palästinensischen Befreiungsfront (PLO) 1970 sowie die schrittweise Anerkennung der im Land lebenden Palästinenser, die heute mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, stabilisierten die innenpolitische Lage. 1994 unterschrieb König Hussein den Friedensvertrag mit Israel, die vorsichtige Annäherung an Syrien wird bis heute von der jordanischen Israelpolitik und Wasserstreitigkeiten überschattet.

Bereits der 1999 verstorbene König Hussein bemühte sich um die Liberalisierung und Demokratisierung der konstitutionellen Monarchie, schränkte gewährte politische Freiheiten jedoch angesichts des welt- und regionalpolitischen Drucks immer wieder ein. So löste er 1974 das Parlament auf, um den Einfluss der palästinensischen Flüchtlinge zurückzudrängen.

Auch sein Sohn Abdallah II, ausgebildet in den USA und Großbritannien, verheiratet mit der studierten Betriebswirtschaftlerin Rania und Vater von fünf Kindern, gibt sich ausgesprochen progressiv. Die gesamte königliche Familie unterstützt öffentlichkeitswirksam Projekte für Frauen und sozial Benachteiligte; Rania erhielt für ihr Engagement 2007 einen Bambi. Doch der große Durchbruch ist bisher ausgeblieben, der Einfluss der traditionell geprägten Stammesvertreter in Militär, Administration und staatlicher Wirtschaft kaum zurückgedrängt worden. Vor allem der palästinensischstämmige Teil der Bevölkerung beklagt das System der Wasta, das zu einer Verteilung von Studien- und Arbeitsplätzen führt, die weniger auf Qualifikation, sondern vielmehr auf persönlichen Beziehungen beruht, und unter anderem auch die Verfolgung von Straftätern aus einflussreichen Familien behindert.

Politische Parteien existieren kaum, abgesehen von der den Muslimbrüdern zugehörigen Islamischen Aktionsfront. Politiker stützen sich bei Wahlen auf ihren Familiennamen und die Stimmen des eigenen Stammes. Politische Forderungen werden in der Regel durch Berufsverbände und Nichtregierungsorganisationen erhoben, Entscheidungen der politischen Elite durch die weitreichenden Befugnisse des Königs beschränkt. Entsprechend gering ist die Wahlbeteiligung bei Kommunal- und Parlamentswahlen, verstärkt wird die Ablehnung der politischen Vertreter durch Unregelmäßigkeiten bei den Wahlen. So warfen die Islamisten der Regierung vor, bei den Kommunalwahlen 2007 ganze Busse mit Armeeangehörigen von einem Wahlbüro zum nächsten gekarrt zu haben. Bei der Parlamentswahl im Herbst 2007 wurden mehrfach Vorwürfe gegen einzelne Kandidaten wegen Stimmenkauf laut. Vorwürfe, dass der Zuschnitt der Wahlkreise königstreue Kandidaten bevorzuge und die vor allem in den Städten wohnenden Palästinenser benachteilige, werden seit Jahren wiederholt. Eine Reform wurde mehrfach in Aussicht gestellt, aber nie durchgeführt.

38 Prozent der knapp sechs Millionen Jordanier leben in der Hauptstadt Amman. Über die Hälfte der Bevölkerung hat palästinensische Wurzeln. Vie-

le der in Jordanien geborenen Flüchtlingskinder haben mittlerweile die jordanische Staatsbürgerschaft, die jüngere Generation definiert sich vermehrt als palästinensische Jordanier. Schätzungen der Zahl irakischer Flüchtlinge schwanken zwischen 300.000 und einer Million Menschen.

Das kleine Königreich ist vor allem seit der Ausweisung der zahlreichen jordanischen Gastarbeiter aus den Golfstaaten Anfang der 1990er Jahre wegen der proirakischen Haltung der Regierung auf finanzielle Hilfe der internationalen Gemeinschaft angewiesen. Ausländische Direktinvestitionen fließen mehrheitlich in steuerbefreite Spezialwirtschaftszonen und reichen daher für den Abbau der Schuldenberge nicht aus. Die Auslandsverschuldung steigt kontinuierlich und lag 2007 bei geschätzten 8,7 Milliarden US-Dollar.

Die Haupteinkommensquellen Jordaniens sind die verarbeitende Industrie mit einem Schwerpunkt auf der Herstellung von Kleidung für den Export sowie die Finanz-, Versicherungs- und Immobilienwirtschaft. Die Landwirtschaft gilt als größter Verbraucher der äußerst knappen Ressource Wasser; die Produktion von Gemüse und Obst wie Tomaten, Auberginen oder Bananen hat jedoch nur einen Anteil von 2,4 Prozent am Bruttosozialprodukt. Der Krieg im Irak unterbrach die Verbindung zu einem der wichtigsten Handelspartner in der Region und ist ein Grund massiv steigender Preise, unter anderem auch, weil die Lieferung verbilligten Öls wegfiel. Eigene Ölvorkommen hat Jordanien nicht. Der Zuzug irakischer Flüchtlinge ließ vor allem die Immobilienpreise in die Höhe schnellen. Anfang 2008 strich die Regierung Subventionen für Benzin und Gas. Zudem leidet auch die jordanische Bevölkerung unter den international steigenden Lebensmittelpreisen.

Nach inoffiziellen Zahlen liegt die Arbeitslosigkeit bei 30 Prozent, die Regierung vermeldet dagegen ein stetiges Sinken der Zahlen auf knapp 13 Prozent in 2007. 66 Prozent der Erwerbstätigen arbeiten in der Privatwirtschaft, rund 27 Prozent sind bei Polizei und zivilen Verteidigungseinrichtungen beschäftigt. 80 Prozent aller Erwerbstätigen sind männlich.

Dank großer Bemühungen um das Bildungssystem sank die Analphabetenrate deutlich, geschätzte fünf Prozent der jordanischen Männer können nicht lesen und schreiben, bei den Frauen sollen es 15 Prozent sein. Bei den unter 30jährigen tendiert die Rate gegen Null, allerdings differieren die Zahlen nach Einkommen und weisen ein Stadt-Land-Gefälle auf. Bis auf wenige teure Privatschulen werden die Schüler geschlechtsgetrennt unterrichtet. Die Mehrheit verlässt nach zwölf Jahren die Schule mit einem dem Abitur vergleichbaren Abschluss, unter den Studienanfängern der knapp 20 privaten und öffentlichen Universitäten gibt es einen leichten Frauenüberschuss. In den weiterführenden Studiengängen nach Abschluss des Bachelor überwiegen die männlichen Studierenden.

### 4. Frauen in Jordanien

Kleider machen Leute und so steht Kleidung weniger für die bloße Bedeckung eines Körpers als vielmehr für die Präsentation einer Lebenseinstellung. Meine Beobachtungen des Frauenlebens in Jordanien begannen für mich ganz automatisch mit der Mode im Alltag. Vom ersten Spaziergang über das Gelände der größten jordanischen Universität, der Jamiya al-Urdunia in Amman, bis zum letzten Tag in Jordanien erstaunte mich die Komplexität des Themas Frauenkleidung in Jordanien. Die überwiegende Mehrheit der Mädchen und Frauen an der Universität und auf den Straßen trägt Kopftücher (Hijab) in einer überwältigenden Farben- und Formenvielfalt, häufig perfekt abgestimmt auf Garderobe und Makeup. Auf Bänken entlang der Wege quer über den Campus sitzen neben den gestylten Hijab-Mädchen andere, die Körper und Gesicht komplett mit grauen oder schwarzen Tüchern verhüllen, die Augen nicht selten mit schwarzem Kajal umrandet. Und schon auf der nächsten Bank scherzt eine Kopftuchträgerin ganz in Rosa und Glitter mit einer Freundin, die ihre langen Haare sorgfältig frisiert und offen über dem kurzärmeligen T-Shirt trägt.

Trotz dieses kommunikativen Nebeneinanders war ich irritiert, denn ich hatte von einem Land, das sich mir bei den Vorrecherchen als liberal und frauenfreundlich präsentiert hatte, eine deutlich geringere Dichte bedeckter Köpfe erwartet. Fotos aus den sechziger und siebziger Jahren zeigen Frauen in Mini-Röcken auf den Straßen Ammans; ein Kleidungsstück, das ich nur in noblen Einkaufszentren oder in von überwiegend westlichen Besuchern geprägten Kneipen und Restaurants finden konnte. Stattdessen beobachtete und erlebte ich wiederholt, dass Frauen ohne Kopftuch – egal wie zurückhaltend ihre restliche Kleidung war – von Männern auf den Straßen angestarrt und verbal belästigt wurden.

"Manche Mädchen tragen das Kopftuch nur, damit die Jungs sie in Ruhe lassen", gestand mir meine Arabisch-Sprachpartnerin Isra'¹\* Ali, nachdem ich eines Tages frustriert Dampf abgelassen hatte, "aber auch das klappt nicht immer." Sie selbst trage das Kopftuch freiwillig und lediglich aus religiösen Gründen, versicherte mir die ernsthafte junge Frau wiederholt. Einige Wochen später erlebte ich dann bei einem Besuch in ihrem Elternhaus, wie ihre jüngere Schwester vom Vater aufgefordert wurde, die kinnlangen, dunklen Locken künftig außerhalb des Hauses unter dem Tuch zu verstecken. Sie kam diesem Verlangen mit deutlichem Missmut nach.

<sup>\*</sup> Das 'verwende ich als Transkriptionszeichen für den arabischen Buchstaben ain. Bei der Transkription der Namen folge ich der eigenen Schreibweise der Interviewten, die stark durch die Kenntnis von Englisch als erster Fremdsprache beeinflusst ist.

Frauen in der Öffentlichkeit sind kein seltenes Bild. In den Städten trifft man sie zumindest bei Tageslicht überall: In der Universität und in den Gängen von Ministerien und Gerichten, als Verkehr regelnde Polizistinnen und am Steuer von Autos, an den Kassen der Malls und Apotheken. Ein selteneres Bild sind arbeitende Frauen in Gemüseläden, Bäckereien oder anderen kleinen Geschäften; selbst in Änderungsschneidereien oder Unterwäschegeschäften arbeitet meist männliches Personal. In Restaurants und Kneipen bedienen in der Regel Männer, mit Ausnahme der Gastarbeiterinnen aus Asien oder Osteuropa. Selbst die Reinigungskräfte in den meisten öffentlichen Gebäuden sind männlich. Nach Einbruch der Dunkelheit sind Frauen auf den meisten Straßen der Millionenstadt Amman eine Ausnahmeerscheinung.

Außerhalb Ammans sind Frauen im Straßenbild zwar ebenfalls sichtbar, doch je kleiner der Ort, desto geringer ihre Zahl. Beim Besuch eines Beduinencamps im Wadi Rum wurden wir von Vater und Mutter begrüßt, die jugendlichen Töchter bekamen nur die weiblichen Gäste zu Gesicht – in einem mit Leinwänden abgetrennten Teil des Zeltes, während die männlichen Gäste Tee trinkend warteten. Selbst für ältere Frauen ist die Bewegungsfreiheit in ländlichen Gebieten zuweilen eingeschränkt; zu einer Konferenz der Friedrich-Ebert-Stiftung für die frisch gewählten Vertreterinnen der Kommunalparlamente konnten manche lediglich in Begleitung eines männlichen Angehörigen erscheinen, auch wenn es sich dabei manchmal nur um den jüngsten Spross der Familie, einen fünf- oder sechsjährigen Jungen handelte.

Dabei gibt es auch auf dem Land eigenverantwortlich lebende Frauen, die allerdings von ihrer Umwelt als außergewöhnlich betrachtet werden. Das eindrücklichste Beispiel erlebe ich beim Besuch einer Wasserinitiative in der Oase Azraq, im Südosten des Landes gelegen. Im Lastwagen kommt Ma'i vorgefahren, in Tarnhose und Sweatshirt, die langen Haare nachlässig mit einer Spange zusammengezwirbelt. Sie begrüßt die Männer, die zur Mitgliederversammlung im Haus des Vorsitzenden zusammengekommen sind, mit Handschlag. Dass der Alte im Kittel ihr aus religiöser Überzeugung die Hand verweigern wird, weiß sie und nickt ihm grüßend zu. Als sie vor 15 Jahren nach dem Tod ihres Mannes die Farm allein weiterführte, wurde im Dorf viel getuschelt. Eine Frau allein mit ihren Kindern und 15 ägyptischen Gastarbeitern? Das hatte es noch nicht gegeben.

## 4.1 Alles eine Frage der Ehre?

Morde im Namen der Ehre sind das sichtbarste und am meisten schockierende Zeichen des traditionellen "Konzepts der Scham". Eine gute Frau bleibt nach den alten Vorstellungen im Haus, gehorcht dem männlichen Fa-

milienvorstand widerspruchslos und stellt ihre Kräfte in den Dienst der Familie. Verlässt sie das Haus ohne Erlaubnis oder wird gar gesehen, wie sie mit fremden Männern spricht, dann droht sie die Ehre der Familie zu beschmutzen und gerät in Lebensgefahr. Jährlich sterben in Jordanien zwischen 16 und 25 Mädchen und Frauen im Namen der Ehre, getötet von Bruder, Vater, Ehemann oder anderen Verwandten, weil sie mit ihrem Verhalten den Ruf der Familie gefährdet haben sollen. Tatsächlich stecken hinter diesen Tötungen oft Erbschaftsstreitigkeiten, in der Regel stehen sie am Ende einer Kette von massiven Misshandlungen.

Als die Gerichtsreporterin der Jordan Times, Rana Husseini, 1993 vom Studium aus den USA zurückkehrte und ihre Arbeit begann, waren Ehrenmorde kein Thema im Königreich. "Niemand hat darüber gesprochen oder geschrieben, es war ein gesellschaftliches Tabu." Das ist es trotz zahlreicher Aufklärungskampagnen auch heute noch in manchen Teilen der Gesellschaft, denn das Eingestehen eines Ehrenmords innerhalb der Familie oder Dorfgemeinschaft bedeutet zugleich die Einsicht, dass Frauen und Männer gegen die gesellschaftlich-religiösen Regeln verstoßen, sich im traditionellen Verständnis beschämend und unmoralisch verhalten haben. Bis heute existiert der Paragraph 340, der einen solchen Mord als minderes Vergehen wertet, weil das Opfer unrecht und gefährlich gehandelt und damit seinen Tod selbst provoziert hat. Seine von Frauenrechtlerinnen und Königshaus geforderte Abschaffung scheiterte im Parlament. "Die Fallzahlen sind zwar nicht gesunken, aber das gesellschaftliche Bewusstsein hat sich verändert", urteilt Rana Husseini. So erlebt die Journalistin immer häufiger, dass die Gerichte sich auf die Seite von Vergewaltigungsopfern stellen und die Schuld nicht mehr unreflektiert den misshandelten Frauen zuschreiben.

Ein scheinbar neues Phänomen sind Kindstötungen, allein zwischen August 2007 und Januar 2008 wurden sechs Neugeborene tot aufgefunden. Polizeiliche Ermittlungen ergaben, dass alle Kinder aus illegalen Beziehungen stammten. Die jordanische Öffentlichkeit reagierte aufgeregt und empört auf die Morde. Das Aussetzen und Töten von Neugeborenen, um die Schande nicht offensichtlich werden zu lassen, ist jedoch kein neuer Trend. Die betroffenen Frauen und Mädchen wurden in der Vergangenheit allerdings sehr viel häufiger bereits vor der Geburt ermordet.

Trotz sozialer Kontrolle und der mit außerehelichen Sexualkontakten verbundenen Todesgefahr gibt es auch in Jordanien Prostitution, und im Gegensatz zur Überzeugung vieler Jordanier verkaufen nicht nur Ausländerinnen, zumeist Asiatinnen oder Osteuropäerinnen, ihre Körper in Clubs oder auf dem Straßenstrich. Ahmed Khatib, Kameramann und Journalist, hat in der Hauptstadt Amman und der nahen Industriestadt Zarqa recherchiert. Eine seiner Gesprächspartnerinnen sei erst 16 Jahre alt gewesen und von ihrer

Mutter in das Geschäft eingeführt worden. Die Mehrzahl der Frauen war jedoch bereits über 40 Jahre alt, geschieden und von Freundinnen zur Prostitution gebracht worden. "Die suchen die Frauen meist aus, schauen, welche Frau braucht das Geld und sieht gut aus." Eine Frau war von ihrem Ehemann an andere Männer verkauft worden und arbeitete nach der Scheidung selbstständig weiter.

Der Straßenstrich in Amman ist kaum existent oder erkennbar. Die Prostituierten kleiden sich meist von Kopf bis Fuß in schwarze lange Kleider und Kopftücher. Feste Standplätze gibt es nicht, den Kontakt zu ihnen stellen in der Regel Freunde oder Bekannte her. Dennoch werden häufig normale Mädchen von suchenden Freiern angesprochen, wenn sie am späten Abend allein und in einer verdächtigen Ecke der Hauptstadt unterwegs sind. Hat ein Kunde einmal das Vertrauen einer der Frauen erworben, reicht sie oft die Telefonnummern von anderen, ihr bekannten Prostituierten weiter. Eine Zuhälterszene wie in anderen Ländern gibt es nicht, glaubt Ahmed Khatib, schränkt allerdings ein: "Die Frauen brauchen einen Beschützer, der sie zum Beispiel aus dem Gefängnis holt oder durch seine Anwesenheit vor den Kunden schützt. Aber manche Frauen arbeiten auch ganz allein." Im nahen Zarqa arbeitet eine Fraueninitiative mit den sich prostituierenden Frauen, überredet sie zu AIDS-Tests, klärt sie über Sexualkrankheiten auf und versucht, sie von ihrer Tätigkeit abzubringen. Doch viele der Frauen benötigten das Geld, auch wenn sie die Quelle ihres Verdienstes sorgfältig vor ihrer Familie verheimlichen müssen. Dabei schwanken die Verdienste von kleinen Geschenken wie Guthabenkarten für Mobiltelefone bis zu 200 Dinaren pro Tag, was ein kleines Vermögen in Jordanien ist. Drogensucht ist im jordanischen Rotlichtmilieu bisher selten.

## 4.2 Werbemittel Frauenrechte

Die offizielle politische Linie ist mehr als deutlich auf die Stärkung der jordanischen Frauen ausgerichtet. Königin Rania und Prinzessin Basma unterstützen zahlreiche Projekte und Organisationen nicht nur finanziell und treten selbst modern und selbstbewusst auf. Das Informationszentrum der Regierung gibt Broschüren heraus, die hart mit der bisherigen gesellschaftlichen Einstellung ins Gericht gehen. Der dort arbeitende Journalist Yasin al-Quaisi versteht sich auf Schlagworte, die auch einem europäischen Feministen gut zu Gesicht stünden. Der 37-Jährige ist gerade Vater geworden und erzählt gern, wie er seine Schwester mit zu Vorträgen oder anderen Veranstaltungen genommen hat und die Entwicklung ihres Selbstbewusstseins gefördert habe. Frauenförderung sei wirtschaftlich und politisch notwendig und dieser Ge-

danke müsse alle Gesellschaftsschichten durchdringen, denn "sonst lassen wir Teile der Gesellschaft zurück, und diese Lücken lassen sich in der Zukunft nicht mehr schließen." Dabei müsse sich Jordanien auf die Vermittlung der Gleichberechtigung bereits im Schulsystem, die Akzeptanz von Frauen in Führungspositionen sowie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf konzentrieren, "aber wir müssen langsam vorgehen, sonst erleben wir aggressive Reaktionen." Eine Kampagne, die Männer dazu aufruft, ihren berufstätigen Frauen mehr im Haushalt zu helfen, "würde sicher Probleme verursachen."

Die Recherche führte mich zunächst zu den großen Frauenorganisationen des Landes und an das Institut für Frauenstudien der Universität in Amman. Die Antworten meiner Gesprächspartnerinnen waren höchst widersprüchlich. Die einen lobten politischen und gesellschaftlichen Fortschritt, die anderen winkten ab und hatten die Hoffnung, einen positiven sozialen Wandel mitzuerleben, scheinbar bereits abgeschrieben.

Eine der am längsten für die jordanische Frauenbewegung aktiven Frauen ist Asma Khader, studierte Anwältin, Frauenrechtsaktivistin, ehemalige Ministerin und heute Vorsitzende der Jordan National Commission of Women. Für die Rechte der Frau interessierte sie sich schon früh. Den Ausschlag gab der Schock, als die elfjährige Asma erfuhr, dass ihr Vater nach der Geburt seines ersten Sohnes von den Leuten nicht mehr als Vater seiner Erstgeborenen, Abu Asma, definiert, sondern nun mit dem Namen seines Sohnes, Abu Samir, gerufen wurde. Das Mädchen reagierte trotzig, half nicht mehr im Haushalt, begann Hosen zu tragen und spielte nur noch mit Jungen. "Ich wollte ein Mann werden, weil ich glaubte, dass Frauen nichts wert seien." Fragt man die 55-Jährige nach den Rechten der Frau in Jordanien, beginnt sie die Erfolge der jordanischen Bewegung aufzuzählen. Das Wahlrecht seit 1984, gut ausgebildete Frauen in allen Wirtschaftsbereichen, Richterinnen, Ärztinnen, Ministerinnen, Senatorinnen, Parlamentarierinnen. "Niemand stellt mehr die Fähigkeiten der Frauen in der Politik in Frage." Kritisch wird sie erst auf Nachfrage und zählt die allseits diskutierten rechtlichen Diskriminierungen jordanischer Frauen auf, zu denen unter anderem Benachteiligungen bei der Frage nach der Nationalität von Kindern und Ehemann oder das bis heute nicht vom Parlament verabschiedete Gesetz gegen häusliche Gewalt zählen. "Wir haben immer noch eine starke Opposition gegen die Frauenerwerbsarbeit. Die Leute nehmen das Geld und die Energien der Frauen, aber Rechte wollen sie ihnen nicht zugestehen." Ihre Hoffnung richtet sich auf die nächste Generation, die Mädchen, die zurzeit an den Schulen und Universitäten lernen, denn "die sind selbstbewusster und gebildeter und haben größere Träume als wir."

Auch Rula Quawas, Leiterin des Zentrums für Frauenstudien an der University of Jordan, tut sich schwer mit öffentlicher Kritik und betont lieber

die Fortschritte der jordanischen Frauenrechtsbewegung. Die Christin ist überzeugt, ..im Vergleich zur Situation vor 20 Jahren können Frauen heute sehr viel mehr gesellschaftliche Sphären erreichen. Das Vertrauen in ihre Fähigkeiten ist gestiegen." Wie Khader verweist sie darauf, dass ein Wandel seine Zeit brauche und der richtige Weg eingeschlagen sei, "auch wenn für meine Studentinnen eine Heirat oberste Priorität hat." Ihre Hauptkritik richtet sich an die Nichtregierungsorganisationen, die mit Einzelprojekten oft nach dem Gießkannenprinzip versuchen, Frauen zu stärken und zu fördern. "Die NGOs arbeiten leider sehr unkoordiniert und konzentrieren sich zu sehr auf Amman. So ist nicht nur die wissenschaftliche Dokumentation schwierig, auch die Frauen auf dem Land werden vernachlässigt." Dass die Zahl der Frauen, die Kopftuch tragen, in den vergangenen Jahren immer weiter stieg, beirrt sie nicht: "Für viele Mädchen ist das Kopftuch das Ticket zur Bildung, weil ihre Eltern sie ohne Tuch nicht studieren lassen würden. Manche tragen es auch, weil viele Männer nur eine Frau mit Hijab heiraten wollen. Aber ich glaube, es ist wichtiger, eine gute Ausbildung zu erhalten als sich gegen ein Stück Stoff zu wehren."

Die Deutsche Marta Sara überläuft bei solchen Bemerkungen eine Gänsehaut, "die große Zahl der Frauen, die heute im Vergleich zu den 1980er Jahren ein Kopftuch trägt, ist mir unheimlich." Die Rentnerin leitete jahrelang die Frauenförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung bis sie feststellte, dass die Frauen nichts mit den neuen Überzeugungen anfangen können, wenn ihre Männer Widerstand leisten, und das gesamte Programm auf Jugendliche beiderlei Geschlechts umstellte. Sie ist mit einem Jordanier verheiratet, hat ihre drei Kinder in Jordanien großgezogen und beobachtet das Geschehen im Land kritisch. Viele Frauen trügen das Kopftuch weniger aus Überzeugung, sondern weil sie sich anders nicht frei bewegen könnten. Der Wertewandel hin zu einer stärkeren Religiosität sei dem politischen Weltgeschehen geschuldet, die Menschen versuchten sich so gegen westliche Einflüsse abzugrenzen und ihre kulturelle Identität zu verteidigen. Dafür hat sie durchaus Verständnis, doch "meiner Meinung nach nehmen dadurch Doppelmoral und Heimlichkeiten zu und die individuelle Entscheidungsfreiheit ab."

"Der Westen unterstützt mit seinem Kampf gegen den Terror die Einschränkung der Menschenrechte in der arabischen Welt", sagt Leila Hamame, langjährige Aktivistin und Vorsitzende der Arab Women Organisation in Jordanien. Die AWO unterstützt und koordiniert Frauenprojekte in ganz Jordanien, klärt mit monatlichen Infoschriften über Gesundheitsfragen oder rechtliche Entwicklungen auf und versucht, Einfluss auf entstehende Gesetze zu nehmen. Leila Hamame ist gläubige Muslima, auch wenn sie kein Kopftuch trägt. Doch die um sich greifende Religiosität gefällt ihr nicht, weder dass die Moscheen mittlerweile nicht mehr nur den Ruf zum Gebet,

sondern das gesamte Gebet per Lautsprecher über die Straße schallen lassen, noch die zunehmende Verhüllung der Frauen. "Die steigende Zahl der Kopftuchträgerinnen ist ein schlechtes Zeichen, weil das Kopftuch für einen geschlossenen Geist steht." Sie sieht die Errungenschaften der jordanischen Frauenbewegung in Gefahr, zahlreiche Projekte stünden vor dem Aus, weil die finanzielle Unterstützung gestrichen werde.

Auch Afaf Jabiri von der Frauenorganisation Karama stößt ins gleiche Horn. Den internationalen Ruf Jordaniens als liberales Land hält die 35-Jährige für Propaganda, verbreitet von westlichen Geldgebern und Verbündeten, die so ihre Unterstützung des Königreichs rechtfertigen. Die dreifache Mutter engagiert sich seit Jahren gegen Gewalt an Frauen. Die steigenden Fallzahlen wertet sie als Ergebnis der zahlreichen Kampagnen, die das Thema enttabuisiert habe. Doch die allgemeine Einstellung habe sich nicht geändert, "eine gute Frau gehorcht und klagt nicht über Schläge. Denn dass sie geschlagen wird, bedeutet, dass sie eine schlechte Frau ist. Außerdem reden ihr alle ein, dass sie nicht allein überleben kann, wenn sie ihren Ehemann anzeigt und er deswegen ins Gefängnis kommt, ihre Freunde, ihre Verwandten, die Nachbarn und auch Polizei oder Gerichte." Die Fortschritte auf dem Arbeitsmarkt, die zunehmende Akzeptanz der Erwerbstätigkeit von Frauen führt auch Afaf vor allem auf den wirtschaftlichen Druck zurück, die politische Repräsentanz von Frauen im Parlament sei nicht einem Mentalitätswandel geschuldet, sondern dem Druck der Geberländer.

#### 4.3 Powerfrauen

Es gibt sie! Jordanische Frauen, die seit Jahren ihren Beruf erfolgreich ausüben und trotzdem das traditionelle Rollenbild von Ehefrau und Mutter erfüllen. Frauen, die hochkarätige Posten besetzen, abseits des allgemein für Frauen akzeptierten Berufs Lehrerin, und sich ein Leben als Hausfrau und Mutter nicht vorstellen können.

Seit fünf Jahren führt Mayssa Batayneh ihr Architekturbüro, das sie zunächst gemeinsam mit ihrem Bruder gegründet hatte. Als dieser sich auf den Bereich Medien konzentrieren wollte, machte sie sich selbstständig. Die 47-jährige Architektin ist keine Unbekannte in Jordanien, als Diplomatentochter lernte sie früh, sich auf dem gesellschaftlichen Parkett zu bewegen, heute ist sie mit dem Bürgermeister Ammans verheiratet und leitendes Mitglied zahlreicher Wirtschafts- und Frauenorganisationen. Geschlechtsspezifische Diskriminierung habe sie selbst nie erlebt, sei von den männlichen Architektenkollegen immer akzeptiert worden – auch wenn sie oft die einzige Frau in der Runde war. "Ich habe mir meine eigene Realität geschaffen, mit har-

ter Arbeit und einem starken Selbstbewusstsein" und mit der Unterstützung ihrer Familie. Von ihren 50 Angestellten habe nur ein Mann offensichtliche Probleme mit einer weiblichen Vorgesetzten gehabt, erzählt sie im elegant eingerichteten Konferenzraum im siebten Stock eines der neuen Bürohochhäuser, die überall in Amman in den vergangenen Jahren entstanden sind. "Ich habe darauf gar nicht reagiert, ihn ganz normal behandelt und irgendwann kam er zu mir und hat sich dafür entschuldigt, dass er mich anfangs nicht respektiert hat. Heute ist er einer meiner zuverlässigsten Mitarbeiter." Viele junge Mädchen und Frauen würden ihre Rechte am Arbeitsmarkt nicht einfordern, weil sie Angst hätten zu versagen, urteilt Mayssa kühl. Es sei Aufgabe der Mütter, den Teufelskreis geschlechtsspezifischer Erziehung zu durchbrechen. "Nur starke Männer können gleichberechtigte Frauen akzeptieren." Ihr Ziel sei keineswegs die "verwestlichte Frau ohne Familie, die einsam ist und nur für ihren Job lebt", aber Frauen, die nur Hausfrauen sind, "müssen ein Tabu werden." Sie ist sicher, dass die gut ausgebildete Generation der jungen Frauen sich nicht mehr mit den traditionellen Rollen abfinden wird. Doch die Bedürfnisse der arbeitswilligen Frauen dürften den gesellschaftlichen Ansprüchen nicht zuwiderlaufen, betont sie. "Wir müssen die Arbeit nach Hause bringen. Dann muss die Frau für ihre Arbeit das Haus nicht verlassen und ihre Familie nicht vernachlässigen."

Die primäre Aufgabe einer Frau in der jordanischen Gesellschaft ist die Familie. An dieser Einstellung hat sich in den Köpfen nicht viel geändert, auch wenn im Öffentlichen Dienst Frauen in Führungspositionen mittlerweile keine Ausnahme mehr sind. Unverheiratet und kinderlos zu sein, gilt als Unglück. Eine Heirat ist wichtiger als eine Karriere, eine Karriere nur möglich mit Erlaubnis und Unterstützung des Ehemanns.

Die University of Jordan ist die größte und älteste Uni des Landes, mitten in Amman. Im Osten des weitläufigen Campus liegt die Fakultät für Krankenpflege, die Studierenden hier sind wie das Lehrpersonal überwiegend weiblich. Fatieh Abu Moghli leitet das Institut für klinische Pflege, die 52-Jährige kommt aus einer Akademikerfamilie. Ein reines Hausfrauendasein kam für sie nie in Frage, doch wer die Verantwortung für die Kindererziehung hatte, stand ebenfalls nie zur Debatte. "Selbst wenn der Ehemann der beste Mann der Welt ist, kann er den Kindern nicht die Liebe geben, die seine Ehefrau ihnen gibt." Die beiden Söhne müssen wie die Tochter im Haushalt helfen, sagt sie, dennoch macht Fatieh Unterschiede zwischen ihren Kindern. Kommt die 22-jährige Tochter später als zehn Uhr abends nach Hause, dann hängt der Haussegen schief. "Ein Mann hat Muskeln, er ist stärker als du, er kann alles machen. Du kannst dich nicht selbst schützen. Deshalb müssen deine Bewegungen in der Nacht eingeschränkt werden." Obwohl die junge Lehrerin mit einem eigenen Auto unterwegs und nicht

auf Bus oder Taxi angewiesen ist, aus Angst um ihre Jungfräulichkeit darf sie nach Anbruch der Dunkelheit das Haus nicht mehr verlassen. Für die 16 und 21 Jahre alten Söhne gibt es keine vergleichbare Einschränkung. Die Professorin begrüßt die neuen sozialen Entwicklungen und stellt mit Freude fest, dass ihre Studierenden weltoffener und kritischer geworden sind, was sie vor allem dem Einfluss von Internet und Fernsehen zuschreibt. Gerade die Zunahme der männlichen Studierenden in dem typischen Frauenberuf der Krankenpflege wertet sie als Erfolg des gesellschaftlichen Wandels. Allerdings werden die jungen Männer häufig nur deshalb akzeptiert, weil Spät- und Nachtdienste für das weibliche Pflegepersonal nach wie vor als unanständig gelten. Von Stationen mit weiblichen Patienten sind die Krankenpfleger ausgeschlossen.

Fakultätsleiterin Inaam Khalaf sitzt am anderen Ende des Flurs, ebenfalls im gepflegten Kostüm, mit dezentem Makeup und ohne Kopftuch. Die 48-Jährige ist eine von fünf weiblichen Dekanen der Universität, hat wie viele ihrer Kolleginnen im Ausland studiert und ist danach an der Universität über verschiedene Positionen die Karriereleiter immer weiter emporgestiegen. "Ich hatte nie das Gefühl, dass ich als Frau benachteiligt wurde. Eher im Gegenteil. Da ich oft die einzige Frau war, haben mich die Männer gefördert." Dass die Gehälter von Männern in der Regel deutlich höher seien als die der Frauen, sieht sie nicht als Diskriminierung, denn "der Mann muss doch seine Ehefrau mitversorgen." Sie hat eine Tochter und denkt, dass diese oft hinter der Karriere der Mutter zurückstecken musste. Trotzdem würde sie sich wieder für ein Arbeitsleben entscheiden und glaubt, dass die Balance zwischen Familie und Arbeit für Frauen in Jordanien kein Problem sei. "Viele haben doch Hausangestellte." Von ihrer Tochter erwartet sie, dass diese ihren Ehemann klug genug auswählt, um ebenfalls Kinder und Beruf verbinden zu können. Inaam hofft auf Doktortitel und Führungsposition für ihre Tochter, auch wenn sie oft den Eindruck hat, dass die neue Generation weniger leistungswillig und viel mehr an einem "guten Leben" interessiert sei. Dass Männer den Frauen die Führung nicht zutrauen, glaubt sie nicht, nach ihrer Erfahrung im Lehrbetrieb "sind wir doch oft selbst schuld, weil wir den Männern die Führung überlassen."

In der Fakultät für Agrarwirtschaft treffe ich Manar Fayyed, Leiterin des Instituts für Wasserwirtschaft. Die 57-Jährige trägt ebenfalls kein Kopftuch, spricht wie die anderen Frauen fließend Englisch und hat vier Kinder großgezogen. Beruf und Familie habe sie nur mit viel Arbeit, wenig Freizeit und der Unterstützung ihres Ehemanns vereinbaren können, "teilweise ging die Hälfte meines Gehalts für Haushaltshilfen drauf." Im Gegensatz zu ihren Kolleginnen in der Fakultät für Krankenpflege scheut sie sich nicht auszusprechen, dass sie in ihrem Berufsleben immer wieder Benachteiligungen

erlebt habe. "Als Frau musst du ganz genau wissen, was du willst und immer härter arbeiten als die Männer." Wenn sie ihre Studentinnen beobachtet, stellt sie deutliche Unterschiede zu ihren Studenten fest. Die Mädchen, so Manar, hätten oft nur wenig Hoffnung auf einen Job und betrachteten das Studium nur als Quelle von Prestige oder als Möglichkeit, einen Ehemann kennenzulernen, der nicht dem erweiterten Familienkreis angehört. Sorgen macht ihr die zunehmende Religiosität ihrer Studierenden, die sie nicht nur an der steigenden Zahl von Kopftüchern festmacht, sondern auch daran, dass in ihren Vorlesungen und Seminaren Mädchen und Jungen streng getrennt sitzen. "Ich fürchte schon, dass die Frauen wieder traditioneller werden und häufiger bei den Kindern zu Hause bleiben. Andererseits kenne ich viele Kopftuchträgerinnen, die sehr offen leben und denken."

Eine Karriere der ganz anderen Art machte die Anwältin Wa'id Muyhar. Mit 17 Jahren wurde sie von ihren Eltern verheiratet, bekam drei Kinder, folgte ihrem streng religiösen Mann in die Vereinigten Staaten und kehrte allein nach Jordanien zurück. Nach 19 Jahren Ehe reichte sie die Scheidung ein, sechs Jahre später bestand sie ihre letzte Prüfung. "Ich war nie mit meinem Hausfrauendasein zufrieden, aber während meiner Ehe hatte ich nie Zeit, darüber nachzudenken, was ich eigentlich wollte. Dabei wollte ich schon immer Anwältin werden." Ihr Fernstudium habe sie nur dank der Unterstützung ihrer Familie geschafft, bei Freunden und Bekannten sei sie vor allem auf Unverständnis für ihre Anstrengungen gestoßen. "Jetzt sagen sie alle, das sei die richtige Entscheidung gewesen." Das Büro der selbstständigen Anwältin, die sich auf Scheidungen spezialisiert hat, liegt im obersten Stock eines Gebäudes, das ihrem Vater gehört. Die Leute in den unteren Büros kennt sie alle. Anwaltskollegen und Richter hätten ihre Arbeit sofort akzeptiert, sagt sie, viele andere Leute würden einer Frau jedoch nicht zutrauen, dass sie einen Gerichtsfall gewinnen könne. "Aber wer einmal mit mir zusammen gearbeitet hat, der kommt wieder und schickt auch seine Freunde und Verwandten zu mir, selbst auf dem Dorf."

Grund für die steigenden Scheidungsraten Jordaniens sei nicht nur die Gesetzesänderung, die nun auch Frauen erlaubt, eine Scheidung einzureichen, ohne dem Mann ein Fehlverhalten nachweisen zu müssen – wenn auch nur unter der Bedingung, dass sie auf sämtliche finanziellen Ansprüche verzichten. "Die Frauen sind auch selbstbewusster geworden und beklagen sich häufiger." Gleichberechtigung herrsche aber bei weitem noch nicht. "Ich war so frustriert, als ich für meinen Sohn einen Pass beantragen wollte und dafür die Genehmigung meines geschiedenen Mannes benötigte." Die meisten Familien bevorzugen noch immer Söhne, glaubt die 49-Jährige, einige lassen ihre Töchter keine qualifizierte Ausbildung machen, manche Ehemänner verbieten ihren Frauen die Erwerbstätigkeit. Dass be-

rufstätige Frauen heute größere Chancen auf eine Ehe hätten als ungebildete, sei nur durch die steigenden Preise begründet, die keiner Familie mehr erlauben, von nur einem Einkommen zu leben, nicht durch einen echten gesellschaftlichen Wandel.

Eine vergleichende Untersuchung der Weltbank zeigt, dass die Mehrheit der jordanischen Unternehmerinnen kleine bis mittlere Betriebe führt, in denen in der Regel mindestens ein Familienmitglied tätig ist. Startkapital und finanzielle Unterstützung im Notfall kommen ebenfalls oft aus dem Familien- und Freundeskreis und fast nie von Banken, die Frauen selten als kreditwürdig einstufen. Auch in der Agentur der Designerin Suad Irami<sup>2\*</sup> arbeitet ihr Halbbruder mit. Seit zehn Jahren behauptet sich die Agentur auf dem Markt, produziert Speisekarten, Werbezettel und ganze Verpackungslinien. Bei ihrer vorherigen Anstellung in einer anderen Agentur habe sie wenige Probleme mit männlichen Kollegen und Kunden gehabt, allerdings "haben meine männlichen Kollegen die professionelle Ebene oft nicht akzeptiert, sondern versucht, mich zu einem Date zu überreden." Deshalb ziehe sie es vor, mit Frauen zusammenzuarbeiten; dass sie derzeit keine weibliche Angestellte habe, liege nur daran, dass sie keine geeigneten Bewerberinnen finden konnte. Den Namen der 47-Jährigen habe ich geändert, weil sie nicht nur durch ihren Status als unverheiratete Frau eine Ausnahme unter meinen Interviewpartnerinnen darstellt, sondern weil sie auch offen von ihrer Affäre mit einem verheirateten Mann erzählte. Hauptgrund für ihre Weigerung zu heiraten sei die Erfahrung, wie sehr ihre Mutter unter der zweiten Ehe ihres Mannes litt. Polygamie, die gleichzeitige Ehe mit bis zu vier Frauen, ist für Männer legal in Jordanien. Die Zahl der mehrfach Verheirateten ist zwar rückläufig, doch im gesellschaftlichen Bewusstsein ist die Mehrfachehe nach wie vor erstrebenswert. "Ich wollte nie einen Mann in meinem Leben, weil Männer nicht fair sind. Alle Männer, die ich kennengelernt habe, waren mir zu egoistisch", sagt Suad. Die Familie habe mehrfach versucht, ihr eine Heirat schmackhaft zu machen, doch sie blieb aus Angst vor Betrug und Verletzung bei ihrer Entscheidung. "Verheiratete Männer haben doch oft Freundinnen nebenher, weil die Ehen von ihren Familien und nicht von ihnen selbst arrangiert sind." So auch der Mann, den sie vor zwei Jahren bei einem Geschäftstermin kennen lernte. Die beiden treffen sich heimlich und meist tagsüber in ihrem Haus oder im leeren Büro. Ihn würde sie gern heiraten. Aber nur wenn er sich scheiden lasse, denn ein Leben als Zweitfrau komme nicht in Frage. Sie bedauert, die andere Frau so zu hintergehen, überlege immer wieder, ob sie die Beziehung

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> \* Name geändert

nicht beenden solle, "aber andererseits ist es eben toll, eine Beziehung zu führen und sich als Frau zu fühlen."

#### 4.4 Die neue Generation

Die 22-jährige Hiba Fouad blickt hoffnungsvoll in die Zukunft. Nach dem Studium für angewandtes Arabisch versuchte sie sich zunächst als Journalistin, dann Kindergärtnerin, jetzt glaubt sie ihre Bestimmung als Lehrerin für ausländische Arabischschüler gefunden zu haben. Ihr Kopftuch wird gehalten von mit bunten Steinen geschmückten Nadeln, der bodenlange, weite Mantel passt farblich immer dazu. Wenn sie lacht – und das tut sie häufig – dann strahlt ihr rundes Gesicht, ihre Unerfahrenheit überspielt sie mit ihrer freundlichen, manchmal etwas naiven Art. Dass sie einmal Arbeit und Familie vereinbaren wird, zieht sie nicht in Zweifel, "das kommt schon von ganz allein. Aber ich hoffe, wirklich meinen Seelenverwandten zu finden." Hiba lebt mit ihren vier Brüdern und einer älteren Schwester im Haus ihrer Eltern, wo sie immer Bestätigung und Vertrauen erfahren habe. Angesichts der Schicksale einiger ihrer Freundinnen begreift sie ihr bisheriges Leben durchaus als Glücksfall, denn manche durfte nach dem Bachelorabschluss das Studium nicht fortsetzen – aus Angst sie würde keinen geeigneten Ehemann mehr finden – oder muss ihr gesamtes Gehalt an die Eltern abgeben. Anderen verbot der Ehemann das weiterführende Studium oder die Suche nach einem Job. Und eine schließlich lag anderthalb Monate lang im Krankenhaus, verprügelt von ihrem Vater, nachdem Gerüchte die Runde gemacht hatten, sie habe an der Universität eine außereheliche Beziehung. "Mein Traummann darf mir das Arbeiten nicht verbieten, sondern muss mich bei der Organisation des Haushalts unterstützen, dann ist es auch nicht schwierig, Arbeit und Kinder zu vereinbaren." Dass sie mit dieser Erwartung an gesellschaftliche Grenzen stößt, ist ihr bewusst, doch sie zieht selbstbewusst ihre religiöse Überzeugung zur Verteidigung ihrer Hoffnungen heran, "sogar Prophet Mohammed hat doch seine Wäsche selbst gewaschen."

Auch Shirin Kamal sieht ihre Zukunft in Jordanien, die 25-Jährige versuchte sich zunächst mit einem Freund gemeinsam in der Musikbranche, schreibt jetzt Kurzgeschichten und lektoriert ein Drehbuch. Aufgewachsen in den Vereinigten Staaten habe sie eine Zeitlang darüber nachgedacht, ihr Heimatland wieder zu verlassen, weil "Jordanien sehr einförmig ist und man sehr schnell als seltsam gilt, wenn man nur ein bisschen anders denkt oder handelt." Während des Studiums litt sie darunter, dass nicht Diskussionen gefragt gewesen seien, sondern stures Auswendiglernen, ihre platonischen Freundschaften zu Mitstudenten hätten sie zum Ziel von Gerüchten

und Lästereien gemacht. Zwar hatte sie schon Beziehungen, von denen nur ihre Mutter, nicht aber der weit entfernt lebende Vater weiß, doch sie sagt auch: "Ich war mit Männern immer vorsichtig, weil die schnell die falschen Gedanken kriegen, wenn du zu freundlich mit ihnen bist." Sie betrachtet den Aufholbedarf Jordaniens als Chance, denn "die Leute schenken dir Beachtung, sobald du etwas ungewöhnliches machst." Die Konkurrenz im gerade erst entstehenden Filmgeschäft ist geringer als irgendwo anders auf der Welt. Die dunklen Locken kinnlang geschnitten und in Jeans und Pullover gekleidet, verkehrt sie vor allem in von westlichen Ausländern geprägten Kneipen. "Es wäre verrückt, nachts allein ins Stadtzentrum zu gehen", erklärt sie, während sie ihren dunkelblauen Kleinwagen durch das nächtliche Amman steuert. Sie möge die gesamte Stadt, gehe überall hin, "aber danach kehrt man wieder zurück in die eigene, sichere Zone."

Rima Dashiha<sup>3\*</sup> will so schnell wie möglich raus. Die Mediendesignerin hat bei manchen ihrer Freunde keinen sehr guten Ruf, was nicht nur an ihrer vergleichsweise freizügigen Kleidung oder ihrem gelegentlichen Hang zu Alkohol liegt, sondern vor allem daran, dass sie bereits die zweite Beziehung mit einem Ausländer führt und dies auch öffentlich macht. Ihre Mutter weiß von ihren Beziehungen, der Vater ist nach der Scheidung gestorben, der Rest der Familie im zwei Stunden entfernten Irbid hat keine Ahnung von Rima Dashihas Privatleben. Sie mache sich keine Gedanken darum, sagt sie. "Lieber habe ich 27 Jahre gelebt wie ich wollte, als 60 Jahre so wie andere es erwartet haben." Ob ihre Familie sie für ihr als unmoralisch geltendes Verhalten bestrafen oder gar töten würde, beantwortet sie mit einem Schulterzucken, "sie könnten sehr wütend und beschämt sein." Dabei ist sie schon früh aus dem Rahmen gefallen, entschied sich mit zehn Jahren gegen den Widerstand ihrer Familie für das Kopftuch und legte es sieben Jahre später wieder ab, erneut gegen den Willen von Vater und Mutter. Heute glaubt sie nicht mehr an Gott und die Regeln des Islam, hat gerade für die Hijab-Mädchen mit den knallengen Jeans und kussrot gemalten Mündern nur Unverständnis und Verachtung übrig. Seit ihrer Rückkehr aus Großbritannien, wo sie studiert und erste Berufserfahrungen gesammelt hatte, arbeitet sie für den privaten Fernsehsender ATV, dem seit 2007 die Sendegenehmigung verweigert wird und der mittlerweile Schwierigkeiten bei der regelmäßigen Auszahlung der Gehälter hat. "Ich habe mich in England gelangweilt und dabei vergessen, was ich hier gehasst habe. Diese kleinen, trivialen Dinge wie das ständige angehupt werden auf den Straßen. Das macht mich krank." Die Hoffnung auf ein Stipendium für ein Masterstudium in Großbritannien ist

<sup>3</sup> Name geändert

Anfang 2008 zerplatzt, doch sie versucht es weiter, will auf gar keinen Fall in Jordanien bleiben. "Natürlich hat sich Amman verändert, ist moderner und westlicher geworden", urteilt sie. Die Veränderungen seien jedoch nur auf einen kleinen Teil der Stadt und der Bevölkerung beschränkt, auch wenn der Eindruck der neuen Hochhäuser und Kneipenszene manchmal selbst sie täusche. "Die Mentalität der Mehrheit hat sich aber nicht verändert und ich bin nicht geduldig genug für den Wandel."

Für die Arbeit am Wandel hat sich Ibtisam al-Atiyat entschieden. Sie hätte nach dem Studium im Ausland bleiben können und entschied sich für die Rückkehr. Sie stammt aus einer Mittelklassefamilie und hat früher potenzielle Heiratskandidaten abgelehnt. Sie würde gern heiraten und Kinder erziehen, doch ihr Blick und das gezwungene Lächeln auf die Frage nach ihren Plänen verraten, dass die 33-Jährige sich bereits für zu alt hält und keine Chancen mehr auf dem Heiratsmarkt ausrechnet. Nach einer Gesetzesänderung 2001 müssen Männer und Frauen mindestens 18 Jahre alt sein, um zu heiraten, Ausnahmen sind möglich. Durch die größeren Bildungsmöglichkeiten, durch Aufklärungskampagnen und wegen der schwierigen wirtschaftlichen Situation ist das Heiratsalter der jungen Jordanier deutlich gestiegen, Frauen heiraten mit durchschnittlich 26 Jahren, Männer mit 29.

Die Sozialwissenschaftlerin Ibtisam hat unter anderem in Berlin und den Vereinigten Staaten studiert und gearbeitet und ist heute Programmleiterin der Universität der Vereinten Nationen in Amman. Für ihre Doktorarbeit untersuchte sie die jordanische Frauenbewegung, ist vertraut mit deren Führungspersonen, ihren Erfolgen und Rückschlägen, und glaubt, dass die engagierten Frauen oft fürchten als zu aggressiv zu gelten und deshalb ihre Forderungen zu vorsichtig formulieren. "Der Wandel, den wir beobachten können, ist vor allem kosmetisch. Frauen werden immer noch nicht als vollwertige Staatsbürger wahrgenommen." Die meisten Frauen strebten heute einen hochwertigen Bildungsabschluss an und seien nicht mehr zufrieden mit einer bloßen Schulbildung. Für viele sei ein Job natürliche Folge des Studiums und nicht diskutabel. Doch "viele Frauen arbeiten nur wegen des wirtschaftlichen Drucks" und gerade beim Kampf um Führungspositionen und die Macht, Entscheidungen zu treffen, würden Männer in allen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Bereichen bevorzugt. Die Jüngeren dagegen seien verwirrt von der Unzahl an Lebensentwürfen, die ihnen heute in den Medien präsentiert werden. Zudem ist ihr Sozialleben zunehmend der Kontrolle der Gesellschaft entzogen, denn Chaträume oder Mobiltelefone sind von den Familien kaum zu überwachen.

Tatsächlich führt die starke Verbreitung von Mobiltelefonen zu Kontakten, die früher nie möglich gewesen wären. Junge Männer wählen blind Mobiltelefonnummern, entschuldigen sich, wenn ein Mann antwortet, und ver-

wickeln Frauen in Gespräche, beteuern schnell ihre Liebe und versuchen, sie zu Treffen zu überreden. Heimliche Paare können fast ohne Angst vor Entdeckung mit Kurzmitteilungen Kontakt halten oder Verabredungen treffen. Beim Gang über Universitätsgelände in Amman, Irbid oder Kerak sehe ich immer Mädchen und Jungen, die abseits von den anderen sitzen, Blicke tauschen oder gar Händchen halten. Dass die Zahl der vorehelichen Beziehungen deutlich gestiegen sei, hält die Soziologin für Propaganda, die vor allem der Frauenbewegung schaden soll. Dass Mädchen ihr Hymen mittlerweile aber nicht nur im nahen Libanon, sondern auch in Jordanien für um die 500 US-Dollar wiederherstellen lassen können, um in der Hochzeitsnacht für eine Jungfrau gehalten zu werden, spricht allerdings eher für eine Zunahme der vorehelichen Beziehungen.

Ruba al-Zubi treffe ich zufällig auf einer Pressekonferenz des jordanischen Umweltministeriums für den Einsatz von alternativen Energien, vertieft in ein Gespräch mit einer Vertreterin des deutschen Umweltministeriums. Mit Kopftuch und langem Rock fällt sie auf zwischen den Männern in dunklen Anzügen und den unbedeckten ausländischen Kolleginnen. Die 33-Jährige ist die jüngste und einzige Direktorin im Ministerium, zuvor war sie je drei Jahre bei Projekten der Welthandelsorganisation und der Europäischen Union beschäftigt. "Vor wenigen Jahren hat unser Minister überrascht festgestellt, dass zwar viele Frauen in seinem Ministerium arbeiten, aber kaum eine in einer Führungsposition. Heute haben wir auch viele Abteilungsleiterinnen." Ihre Position verdankt sie nicht nur ihrer Oualifikation. sondern auch der internationalen Verpflichtung Jordaniens, Frauen in Führungspositionen zu fördern. In manchen Sitzungen habe sie das Gefühl, dass ihre Stimme nicht so viel zählt wie die der männlichen Kollegen, mancher Kollege oder Vertreter von lokalen Partnerorganisationen reagiere skeptisch, wenn sie mit neuen Vorschlägen an sie herantrete. Aber sie glaubt, dass auch ein Mann auf viele dieser Widerstände gestoßen wäre und dass der Grund für die Vorbehalte vor allem ihr Alter sei, nicht ihr Geschlecht. Dass Frauen von der Gesellschaft als gleichberechtigt akzeptiert werden, will sie damit nicht sagen. "Einige Familien neigen dazu, ihre Töchter stärker zu beschützen und ihren Söhnen mehr zuzutrauen." Auch ihre Familie verhalte sich sehr beschützend. Während der ganzen Zeit ihres Studiums und auch noch einige Jahre danach lebte sie im Familienverband in Irbid und pendelte täglich in die Hauptstadt. Seit sie für das Umweltministerium auch ohne Familienbegleitung ins Ausland reisen muss, fühlt sie sich zunehmend stärker und unabhängiger. Schließlich wurde ihr die tägliche Pendelei zu anstrengend, jetzt lebt sie mit anderen jungen, berufstätigen und ledigen Frauen in einer Wohngemeinschaft. "Heute vertrauen die Familien ihren Töchtern schon sehr viel mehr." Ihre Familie besucht sie jedes Wochenende.

Dass eine Heirat nicht automatisch das Ende von Bildung und Karriere bedeuten muss, beweist das Beispiel von Rula Hadadin. Die 33-jährige Christin arbeitet für den jordanischen Zweig von Save the Children und betreut dort vor allem die Renovierung und Umstrukturierung von Kindergärten. Ihren Bachelor hat sie schon vor einigen Jahren abgeschlossen, ein weiteres Studium hatte sie eigentlich nicht geplant. Doch ihr Ehemann ermutigte sie, sich für ein Masterstudium einzuschreiben, am Zentrum für Frauenstudien. Für die junge Frau öffnete sich eine neue Welt, ihr Mann scherze nun schon manchmal, dass er seine Unterstützung für ihr zweites Studium bereue, weil sie seitdem oft widerspreche und für ihre Meinung einstehe. "Früher habe ich mich oft schwach und abhängig gefühlt, aber das neue Wissen hat mein Leben verändert." Viele Frauen würden ihre Rechte nicht kennen, auch sie selbst habe zum Beispiel nicht gewusst, dass ihr Mann keinen Anspruch auf ihren Verdienst habe. Im Studium untersuchte sie gemeinsam mit Studierenden aus anderen arabischen Ländern Schulbücher und kam zu einem sie erschreckenden Ergebnis. In den jordanischen Schulbüchern werde zwar von der Emanzipation der Frau gesprochen, aber gerade die Bebilderung der Texte und Aufgaben sei noch immer streng traditionell. Frauen mit Kopftüchern versorgten Haushalt und Kinder, Männer brachten das Geld nach Hause. Dass die ägyptischen und syrischen Schulbücher ihrer Kolleginnen nicht besser abschnitten, tröstet sie nicht. Doch nicht nur die Schulbücher machen ihr Sorgen, "ich fürchte, dass die Frauen sich irgendwann nach der reinen Hausarbeit zurücksehnen werden, weil sie allein Beruf und Familie vereinbaren müssen und die Männer sich weigern, die Kinder zu füttern, die Windeln zu wechseln oder auch nur den Abwasch zu machen."

## 4.5 Betriebsbesuch

Die Universal Equipment Ltd. arbeitet in einem männlich dominierten Wirtschaftsbereich, dem Verkauf und der Wartung von Bussen, Lastzügen und Straßenbaugerät. Die 50 Mitarbeiter werden von Serena Shaban und ihrem Mann geleitet. "Als ich 1999 begann, meinem Mann zu helfen, hatten wir nur zwei Frauen im Unternehmen", erzählt die 43-jährige Serena während sie ihren Wagen durch den dichten Verkehr im Westen Ammans lenkt. "Als es darum ging, neue Mitarbeiter einzustellen, wollte ich die besten Absolventen der Universitäten anwerben. Zu meiner Überraschung waren das alles Frauen." Sie ist eine schlanke, elegante Frau mit exquisitem Kleidergeschmack und dezentem Makeup. Die Botschaftertochter hat eine internationale Ausbildung genossen und ist keine Freundin des Trends zum Kopftuch. Am liebsten würde sie Kopftücher aus dem Unternehmen verbannen,

doch sie muss die Entscheidungen ihrer Mitarbeiterinnen akzeptieren. Aus den zwei Sekretärinnen sind heute zehn weibliche Angestellte geworden, eine Selbstverständlichkeit sind die jungen Frauen im Betriebsablauf jedoch noch nicht. "Ich ermutige sie immer wieder, offensiver ihre Rechte einzufordern." Doch sie brauchen einen langen Atem.

Claude Wamarneh zum Beispiel, groß, blond und die einzige Christin im Unternehmen, wechselte von einem international tätigen Logistikunternehmen in den mittelständischen Betrieb, weil ihr Chef einen männlichen Kollegen trotz gleicher Qualifikation ständig bevorzugt hatte – bei interessanten Projekten bis hin zu einer verweigerten Beförderung. Wegen ihres Geschlechts diskriminiert wird die 30-Jährige jedoch immer noch. Eigentlich soll sie mit Ministerien und anderen staatlichen Einrichtungen verhandeln und deren Fuhrparks und Bauprojekte besichtigen, um dann konkrete Liefervorschläge zu machen. Doch die staatlichen Partner seien noch nicht bereit, mit einer Frau zu verhandeln, so die Meinung ihres direkten Vorgesetzten. Deshalb bleibt ihr zurzeit nur, den Papierkram im Büro zu erledigen, und die Hoffnung, dass sie bald das tun darf, wofür sie eigentlich eingestellt wurde.

Täglich direkten Kontakt zu zahlreichen männlichen Kunden hat dagegen die 25-jährige Sondus al-Quudah. Die studierte Ingenieurin wickelt den gesamten Reparaturservice des Unternehmens ab. Sie nimmt die Fahrzeuge in Empfang, diskutiert mit Mechanikern, Versicherungen und Ersatzteillieferanten und informiert die Kunden. "Die meisten sind einfache Fahrer, selten gut gebildet und oft schon älter. Die denken eigentlich immer, ich sei hier die Empfangsdame, und suchen einen Mann, um die technischen Fragen zu diskutieren." Dabei ist sie nach fünf Jahren Studium besser ausgebildet als die meisten Angestellten vom Reparaturservice. Doch manche der Kunden wollen nicht begreifen, dass die junge Frau mit dem Kopftuch die Verantwortung trägt und auch über technische Details versiert diskutieren kann. Deshalb gilt für die Mechaniker im Hof eine strikte Regel: Keine Diskussion mit Kunden. Auch wenn sie sich nicht immer daran halten, am Ende müssen alle Kunden zu Sondus, wenn sie eine verbindliche Auskunft wollen.

Einige Büros weiter arbeitet Alice Hawamleh. Als die 25-Jährige eines Tages im Sommer zur Arbeit kam, wurde sie von Chefin Serena zur Seite genommen und gefragt, ob sie nicht glaube, dass ihre Kleidung ein wenig zu körperbetont sei. Alice winkte ab und erklärte: "Anfangs mögen sie irritiert schauen, aber dann gewöhnen sie sich daran." Tatsächlich hätten die männlichen Kollegen aber eine Weile gebraucht, bis sie sich an den Anblick der attraktiven Brünetten gewöhnt hatten, sie nicht mehr anstarrten oder mit Redeschwällen von der Arbeit abhielten. Mittlerweile werde sie von den meisten Männern im Betrieb für ihre Arbeit akzeptiert, "auch wenn manche von

ihnen immer noch denken, dass ich nicht hier arbeiten sollte." Bis heute vermeide sie jede persönliche Beziehung zu den Kollegen. "Man muss formell bleiben. Freundliches Verhalten wird schnell missverstanden, weil die Idee von Freundschaften zwischen Männern und Frauen in unserer Gesellschaft nicht akzeptiert wird." Alice fühlt sich manchmal als "Alien", auch zwischen ihren Kolleginnen, die durchweg konservativer seien und vor allem auf Heirat und Kinder hofften. Sie selbst wolle nicht nur arbeiten und eine Familie gründen, sondern auch reisen und die Welt kennenlernen.

Die einzige verheiratete Angestellte ist Ghadeer Naffaa. Die 30-Jährige arbeitet seit vier Jahren als leitende Verwaltungsangestellte, ist unter anderem für Personalverwaltung und Qualitätskontrolle zuständig. Auch sie erlebte Diskriminierung am Arbeitsplatz, musste die Qualität ihrer Arbeit immer wieder beweisen. "Manche Kollegen glauben, dass Frauen schwach und nicht fähig sind, Entscheidungen zu treffen, und versuchen, sie in diese Rolle zu drängen." Das einzige Mittel gegen diese Einstellung sei, die eigene Stärke täglich durch Leistung und Qualität am Arbeitsplatz zu beweisen. Manche der männlichen Kollegen akzeptieren sie heute, andere werden es nie tun, glaubt sie. Die eigentliche Herausforderung war für Ghadeer jedoch eine andere: "Die Familie meines Mannes hatte große Probleme damit, dass ich nach der Heirat weiterarbeiten wollte." Bei jedem Besuch ließen die Geschwister, die Onkels und die Tanten die junge Frau spüren, dass eine berufstätige Frau ihre Pflichten als Ehefrau und Mutter nicht ausreichend erfüllen kann. Diese Ablehnung schmerzt noch immer. Ghadeers Blicke wandern zu Boden, während sie spricht, sie weigert sich, von konkreten Situationen zu berichten. Sie hatte Glück, dass nicht nur ihre Familie, sondern auch ihr Mann und dessen Eltern sie unterstützen. Die Schwiegereltern betreuten ihren heute vierjährigen Sohn Hussein in der ersten Zeit während Ghadeers Arbeitszeiten, jetzt geht er in einen Kindergarten. Nach zwei Jahren Ablehnung respektiere ein Großteil der Familie die arbeitende junge Frau heute, einige der Schwestern ihres Ehemanns suchen sogar selbst nach Arbeit. "Das ist wirklich ein Erfolg." Dennoch fühle sie sich noch immer häufig als "die Andere" in der Familie ihres Mannes, als ein nicht vollständig integrierter Fremdkörper.

## 4.6 Im armen Amman

An einem Mittwochmorgen fahre ich mit Rania Khatib vom Forum for Business and Professional Women in den Osten Ammans, um eines der Projekte des Forums zu besichtigen. Ein Fahrer bringt uns von ihrem Büro nach Jabal el-Taj, knapp eine halbe Stunde entfernt von der geschäftigen Garden

Street, und muss dann im Auto warten. Männer haben keinen Zutritt. Das ist entscheidend, wenn Familienväter überzeugt werden sollen, ihren Müttern, Schwestern und Töchtern den Besuch des Zentrums zu erlauben. "Hier greift das Konzept der Scham noch voll, die meisten Familien denken, dass eine Frau ins Haus gehört. Eine Frau, die auf der Straße herumläuft, ist eine Schande." Seit 2002 existiert das Haus am Berg, vor dem eine Mauer jeden Einblick verwehrt, ein ganz typisches jordanisches Wohnhaus. Im Erdgeschoss liegt das Büro, außerdem eine Küche, die Besucherinnen kochen selbst Tee und Kaffee, gehen ans Telefon, setzen sich dazu, um den ausländischen Gast zu begutachten, "sie sollen sich hier wie zu Hause fühlen und das Zentrum als ihres betrachten." Im oberen Geschoss stehen die Computer, die Nähmaschinen, die Friseurtische und Trockenhauben, die Schultische und Tafeln für den Unterricht. Sieben Monate dauert eine Ausbildung im Zentrum, danach hilft Munira Shaban, eine ehemalige Hebamme und Leiterin des Hauses, bei der Jobsuche und betreut die Frauen an ihren Arbeitsplätzen, vermittelt bei Konflikten. Hinzu kommen Vorträge, die über Themen von Brustkrebs bis zur Mülltrennung aufklären, oder Workshops, in denen Frauen zu Klempnerinnen und Elektrikerinnen ausgebildet werden, damit sie in der Nachbarschaft Notfallhilfe leisten können. "Den meisten Zulauf haben wir, wenn es im Anschluss etwas zu essen gibt", Munira lacht. Die 62-jährige Christin ist im Viertel bekannt, denn der erste Schritt ist immer der Besuch der Familien. "Wenn erst mal eine Frau der Familie bei uns im Zentrum war, dann kommen die anderen recht schnell hinterher." Auch wenn schon alle Frauen einer Familie regelmäßig ins Zentrum kommen, pflegt Munira den Kontakt, hilft bei Problemen, bringt Geld- oder Sachspenden zu besonders bedürftigen Familien, teilt freudige und traurige Familienereignisse wie Hochzeiten oder Trauerfeiern.

Der Computerraum ist gerade leer, aber schon in gut drei Stunden werden die Schulmädchen kommen und für Schulprojekte recherchieren oder private E-Mails schreiben. Einen Raum weiter sind sechs Frauen und ein kleiner Junge über Nähmaschinen und Schnittmuster gebeugt, an einer Stange hängen bereits fertig geschneiderte und handbestickte Brautkleider. "Manche Frauen arbeiten nach dem Kurs zu Hause und bessern mit den Näharbeiten oder Stickereien das Familieneinkommen auf", erklärt Rania. Im nächsten Raum sind etwa 15 Frauen beschäftigt mit Waschen, Schneiden, Färben, Fönen. "Ich bin geschieden und brauche einen Beruf, um Geld zu verdienen", erklärt die 28-Jährige Fatima, zwei andere Frauen nicken zustimmend, teilen das gleiche Schicksal. Die 40-jährige Maha dagegen erzählt mit funkelnden Augen: "Ich wollte nicht die ganze Zeit zu Hause sitzen. Man braucht den Kontakt nach draußen, muss Leute kennen lernen und mit ihnen sprechen. Ich habe jahrelang mit meinem Mann diskutiert und ihm gedroht, dass ich

ihn weiter nerven werde, bis er mir den Besuch im Zentrum erlaubt." Ein vergleichsweise bescheidenes Ziel hat die 24-jährige Hanadi, "ich möchte meinen kleinen Mädchen die Haare machen."

Der letzte Raum ist der größte, rechts stehen Stuhlreihen vor einer großen, weißen Tafel, links sitzen zehn Frauen im Alter von 16 bis 50 Jahren um einen Tisch herum, vor sich Lesebücher, Stifte, Schreibblöcke. Auch hier sitzt wieder ein kleiner Junge dabei, mitgebracht von seiner Mutter. Am Kopfende steht Lehrerin Muna vor einer Tafel und erklärt gerade, wie die Uhrzeit von einer Uhr abgelesen wird. Samira ist die älteste Teilnehmerin, das Lernen fällt ihr nicht leicht, aber sie will unbedingt weitermachen. "Es ist gut, wenn man lesen kann. Man kann Straßennamen lesen. Und wenn man zum Arzt geht, muss man nicht andere Leute fragen, damit sie das Rezept für einen lesen. Oder wenn man Medizin aus der Apotheke holt, dann kann man die Gebrauchsanweisungen lesen." Ihr gegenüber müht sich die 36-jährige Nada mit einem Text für Zweitklässler ab. Sie lernt nicht für sich, erklärt sie, sondern für ihre Tochter. "Sie geht in die sechste Klasse und weil ich nicht lesen kann, kann ich ihr nicht bei den Hausaufgaben helfen." Am anderen Ende des Tisches sitzen die jungen Mädchen. 16, 17 Jahre alt sind sie und konnten trotz Schulpflicht zu Beginn des Kurses weder lesen noch schreiben. "Unsere Eltern haben beide gearbeitet, deshalb mussten wir zu Hause bleiben, um auf unsere jüngeren Brüder aufzupassen", erklären die Schwestern Do'a und Samira. Doch ganz schlüssig ist diese Geschichte nicht, sagt Munira später. Denn auch die älteste Schwester hat vor einiger Zeit den Kurs besucht, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Kurze Zeit nachdem im Viertel bekannt wurde, dass sie diese Grundbildung erhalten hatte, fand sich ein Ehemann, der ihr allerdings den weiteren Besuch des Zentrums verbot. Nicht viel später meldete der Vater auch die anderen beiden Schwestern zum Alphabetisierungskurs an. Selbst die öffentlichen Schulen Jordaniens verlangen Schulgeld, ergänzt Rania, angesichts weiterer Kosten für Bücher und Schuluniformen würden gerade arme Familien sich oft dazu entscheiden, nur ihre Söhne zur Schule zu schicken und die Töchter zu Hause zu lassen.

## 4.7 Draußen ist alles anders? Raus aus Amman

Seit Jahren pendelt Ferial Saleh zwischen Amman und der Provinz hin und her. Die studierte Sozialwissenschaftlerin leitet die Zentrale der so genannten Community Center, die mit Hilfe aus der Hauptstadt in Kleinstädten und Dörfern gegründet und in der Regel nach drei, vier Jahren in die Selbstständigkeit entlassen werden. Aufgabe dieser Zentren ist neben der Aufklärung

über Frauenrechte oder Gesundheit und Hygiene auch die Stärkung der Gemeinde durch Projekte wie den Bau von Olivenpressen oder die Installation von Müllcontainern. "Ich sehe den sozialen Wandel in den Gemeinden, in denen wir unsere Projekte starten. Es sind nur kleine Schritte, aber ich bin stolz auf jede Veränderung." Die Frauen entdeckten im Rahmen der einzelnen Projekte ihre eigene Stärke. Für Frauen, die sich zuvor für schwach und abhängig hielten, sei das ein entscheidender Wandel, der sich auch auf Familie und Gemeinde auswirke. Sie kritisiert, dass viele Hilfsorganisationen sich auf die Hauptstadt konzentrieren und die Provinz vernachlässigen. Die ländlichen Gebiete, wo die Arbeitslosigkeit hoch, die Familien sehr groß und die Menschen so arm seien, dass sie ihren Kindern nur selten ein Universitätsstudium ermöglichen können, weshalb neue, liberale Gedanken nur schwer den Weg in die Gemeinschaften finden. Hilfreich bei ihrer Arbeit ist sicher das konservative Auftreten der 47-Jährigen. Ferial trägt ein Kopftuch und einen langen, weiten Mantel, ist religiös und begegnet den Forderungen der westlichen Frauenbewegung mit Skepsis: "Im Westen arbeiten die Frauen sehr viel, aber wir wissen nicht, ob sie das glücklicher macht." Leider finden wir keine Möglichkeit, gemeinsam einige ihrer Zentren zu besuchen, meine Ausflüge aufs Land mache ich deshalb in Begleitung von Mitarbeitern der GTZ oder allein.

Knapp zwei Stunden nördlich von Amman liegt Irbid. Die Universitätsstadt ist mit 500.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Jordaniens und gilt als lebendig und liberal. Am Institut für Kunst treffe ich Ghada Baydoun, die seit 21 Jahren als Assistentin die Studierenden bei der Produktion von Skulpturen betreut. Ihre Großmutter sei nie in die Schule gegangen, erzählt die 43-Jährige, ihre Mutter konnte trotz Studium nie einen Job finden. Dass Frauen arbeiten sei in Irbid heute so normal wie die Gründung einer Familie, "so wie es jetzt ist, ist es das allerbeste. Männer und Frauen werden gleich und gut behandelt, die Frauen dürfen über ihr Leben entscheiden, lernen und arbeiten." Das Leben ihrer Mutter und Großmutter sei sehr schwierig gewesen, sagt sie, vollkommen kontrolliert von Männern und nie selbstbestimmt. Doch die neuen Entwicklungen beobachtet sie auch mit Sorge. Sie habe nichts gegen professionelle Zusammenarbeit, beteuert sie. Aber dass Männer und Frauen ohne Trauschein gemeinsam in ein Restaurant gehen, Mädchen und Jungen in der Universität zusammensitzen und sich dabei auch berühren, das lehnt sie ab. "Ich will keine westlichen Zustände, die traditionellen, moralischen Werte müssen bewahrt werden." Kollege Mahmoud Khaled nickt zustimmend. Er sitzt rauchend gegenüber auf einem der Sofas in dem kleinen Raum, der direkt an den belebten Zeichensaal anschließt. Dozenten und Studenten lassen sich hier in lockerer Runde für einen Plausch und einen Kaffee nieder. Die größte Gefahr sieht er im Internet, vor dessen unmo-

ralischen Seiten vor allem die jungen Mädchen beschützt werden müssten. Der 32-Jährige wird demnächst heiraten, seine elf Jahre jüngere Braut hat er an der Universität kennengelernt, ihre Familien sind schon lange miteinander bekannt. Wenn seine künftige Ehefrau nach der Hochzeit arbeiten wolle, habe er nichts dagegen, "solange sie für mich, das Haus und die Kinder sorgen kann." Dass seine künftige Frau deutlich jünger ist als er, findet er sehr vernünftig, "der Altersunterschied ist sehr wichtig, weil ihr Leben anders ist und sie durch die Schwangerschaften schneller altern wird." Trotz seiner traditionellen Ansichten beugt sich Mahmoud dem Trend zur Geburtenplanung: Die wirtschaftliche Lage erlaube höchstens vier Kinder, wenn man ihnen eine gute Ausbildung ermöglichen wolle.

Die pure Not brachte Huda al-Damiri in eine der Tabakfabriken der Industriestadt Zarga, im Norden Ammans. Ihr Mann, ein Maurer, konnte wegen seines Übergewichts nicht mehr arbeiten, die Familie hielt sich mit Mikrokrediten über Wasser, die eigentlich als Anschubfinanzierung eines Kleinunternehmens gedacht waren. Die Schulden drückten immer stärker, eine Gefängnisstrafe drohte, schließlich suchte die fünffache Mutter im einzigen Frauenzentrum der Stadt Hilfe. Im 2006 gegründeten Bushra-Zentrum wurde sie zunächst über ihre Rechte aufgeklärt, weitergebildet und dann in einen Job vermittelt, den sie über zwei Monate vor ihrem Mann verheimlichte. Jetzt verpacken sie, ihre einzige Tochter und einer ihrer Söhne in einem zweigeschossigen Bau mit rund 70 anderen Frauen Tabak für Wasserpfeifen. Aus großen Plastikschüsseln greifen die Frauen, die alle ihre Haare mit Kopftüchern bedecken und sich zum Großteil nicht fotografieren lassen wollen, in die grün oder rot gefärbte Tabakmasse, wiegen sie ab und wickeln sie mit Plastikfolie in kleine Pakete, die dann weiterverpackt werden. Der Raum ist gefüllt vom drückend süßen Geruch der Apfel- und Erdbeeraromen. Dieser Geruch, der nach einiger Zeit den Geruchssinn völlig betäubt und sich hartnäckig in der Kleidung festsetzt, war es, der sie bei ihrem Mann verriet. Huda ist sicher, dass er ihr die Arbeit verboten hätte, hätte sie ihn von Anfang an in ihre Pläne eingeweiht. Ihrer Tochter Mona verbot der sture Vater nach dem Studium die Arbeit als Erzieherin. Doch weil nach anderthalb Jahren Arbeit sämtliche Kredite fast abbezahlt sind, dürfen die Frauen weiter täglich in die kleine Fabrik kommen. Unterstützung können sie aber nicht erwarten, erzählt die 47-Jährige. Kommt sie abends erschöpft nach Hause, bekomme sie keinen Dank, sondern ein "Beklag dich nicht, du wolltest es doch nicht anders" zu hören. Ihr Traum, ein eigener Kindergarten, den sie mit ihrer 24-jährigen Tochter eröffnen will, liegt noch in weiter Ferne.

Für Jihan Marja, die Gründerin des Bushra-Zentrums in Zarqa, ist das keine ungewöhnliche Geschichte. Die studierte Sonderschulpädagogin arbeitete nach dem Studium zunächst für ein internationales AIDS-Projekt.

Als die Mittel ausliefen, gründete sie mit eigenem Geld das Frauenzentrum. Der Bedarf sei groß, sagt sie, aber die ausländischen Hilfsorganisationen konzentrierten sich noch immer auf die Hauptstadt. Gesundheitsaufklärung, politische Bildung, Alphabetisierung und immer wieder Kampagnen gegen häusliche Gewalt stehen auf dem Programm, daneben sammelt das Zentrum Spenden und verteilt sie an besonders arme Familien. Über die Hälfte der Männer leistete zunächst Widerstand gegen Jihan Marjas Arbeit. Sie lehnen es ab, ihre Ehefrauen oder Töchter zu Workshops gehen zu lassen, in denen die Frauen unter anderem lernen, Plastikblumen herzustellen oder Spiegel mit Mosaiken zu verzieren, um damit danach in Heimarbeit zum Familieneinkommen beitragen zu können. Einer Arbeit außerhalb des Hauses in einer der Tabak- oder Textilfabriken zuzustimmen, ist den Männern oft gänzlich unvorstellbar. Doch das Bushra-Zentrum hat sich Verbündete wie den Religionsgelehrten Asad Shawanneh gesucht, der regelmäßig aus Amman kommt und bei Hausbesuchen Überzeugungsarbeit leistet. Der 40-Jährige argumentiert mit Koranversen, wenn er Gewalt gegen Kinder und Frauen oder außereheliche Beziehungen kritisiert, und überschreitet in den Gesprächen nie das traditionelle Wertempfinden: "Ich glaube an die Gleichberechtigung. Männer und Frauen haben ihre je eigenen Rechte und Pflichten. Wenn sich jeder daran hält, dann sind sie auch gleichberechtigt."

Noch weiter im Norden, an den Grenzen zu Syrien und Israel, liegt das alte Gadara, bekannt seit dem 3. Jahrhundert vor Christi Geburt, Heute liegen die letzten Ruinen der Stadt verlassen zwischen Blumenwiesen, die letzten Bewohner wurden vor rund zehn Jahren in das neue Dorf Um Quais umgesiedelt. Im Touristenzentrum in der Mitte der Anlage arbeitet eine Frau, mit der ich verabredet bin. Andalib verkauft Kleinkunst und Postkarten, ihre Kollegen im daneben liegenden Restaurant sind alle männlich. Ihr Kleidungsstil ist außergewöhnlich, selbst in der Hauptstadt Amman würde sie so auffallen. Die langen, gelockten Haare fließen über den Rücken, die Füße stecken in wadenhohen Stiefeln, darüber werden die Beine in einer weißen Wollstrumpfhose sichtbar, bevor sie über dem Knie unter dem Rock verschwinden. "Andalib ist einzigartig", bestätigt ihr Bekannter Ibrahim während unserer Diskussion. Der konservative Landwirt, der eigentlich ein studierter Kulturmanager ist, respektiert die 34-jährige, doch mit ihren Ansichten stimmt er nicht überein. "Ich weiß nicht, ob Schläge in der Ehe verboten sein sollten", sagt er und sie verzieht den Mund. Sie streitet für ihren unbedeckten Kopf, sei an der Universität dafür beleidigt worden und wird auch im Dorf schwer akzeptiert. Ihrem Sohn hätten Mitschüler schon gesagt: "Deine Mutter trägt kein Kopftuch und betet nicht. Sie wird in die Hölle kommen." Ehemann Mahmoud wurde vor der Hochzeit nicht nur einmal gefragt, warum er denn ausgerechnet diese Frau heiraten wol-

le. Die Anthropologin begann eine wissenschaftliche Arbeit zu den jordanischen Ehrenmorden, konnte sie nach der Geburt ihres zweiten Kindes aber nicht abschließen. "In jeder Familie gibt es einen Fall, aber niemand spricht darüber." Auch in Um Quais habe es innerhalb der vergangenen zehn Jahre Ehrenmorde gegeben; ich könne ruhig andere Dorfbewohner danach fragen, sollte aber keine Antwort erwarten. Tatsächlich finde ich am späteren Abend Gelegenheit, eine Gruppe älterer Frauen zu befragen. Sie wollen erst nicht so recht heraus mit der Sprache, dann sagt eine: "Ja, aber das war nicht hier, das war in Irbid."

Ein Bekannter von Ibrahim nimmt mich mit in sein Haus. Nachdem ich eine seiner zehn Schwestern und seinen Vater begrüßt habe, lande ich unerwartet in einer Gruppe von etwa 15 Frauen, die im großen Wohnzimmer ungezwungen auf Polstern sitzen. Es gibt Kaffee und Tee, Orangen und arabische Süßigkeiten. Entlang der Wände liegen Polster, in der Mitte steht der übliche Gasheizer im Großformat auf dem Teppich. Einige der Mädchen haben die Kopftücher abgelegt, in der linken Ecke sitzen in Schwarz gehüllt die Alten. Die Unterhaltung ist angeregt und von lautem Lachen unterbrochen, der ausländische Gast wird willkommen geheißen und in der Mitte platziert. "Wir sind glücklich. Wir sind alt, wir haben unsere Kinder, wir müssen nicht mehr so viel arbeiten", antworten mir die drei Schwarzgekleideten auf die Frage, wie sie ihre Lebenssituation einschätzen. Den passenden Ehemann zu finden, benennen die Jüngeren fast einstimmig als ihr Hauptproblem. Sabah, eine der wenigen ohne Kopftuch, ist 34 Jahre alt und arbeitet als Stewardess. Die Hoffnung auf eine rauschende Hochzeit hat sie aufgegeben, "ich bin schon zu alt und habe einen Job, der von den meisten Männern und ihren Familien nicht akzeptiert wird. So lange ich meinen Job habe, ist das kein Problem." Bevor sie sich mit den anderen auf den Nachhauseweg macht, verschwindet auch ihr schwarzes Haar unter einem dünnen Tuch. Imam und ihre Schwägerin Chulud sind beide verheiratet. Chulud hat zwei Söhne und wünscht sich eine Tochter, Imam hat sich wegen ihres Berufs mit ihrem Mann darauf geeinigt, mit Kindern noch zu warten. Neugierigen Verwandten oder Nachbarn erzählt die 29-jährige Lehrerin, dass das Paar medizinische Probleme habe. Bei ihren Schülerinnen versuche sie die Basis für das Verständnis von Frauenrechten zu legen, "aber manche Mädchen wollen so schnell wie möglich heiraten, um aus ihrem Elternhaus auszuziehen. Dabei ist so eine frühe Heirat ein Fehler, sie sollten ihre Zeit zum lernen und studieren nutzen." Die gleichaltrige Chulud ergänzt: "Viele Familien wollen unbedingt einen Sohn. Deshalb sind manche Frauen jedes Jahr schwanger und bekommen zu viele Kinder." Die jungen Frauen glauben, dass sich die Situation der Frauen in Um Quais in den vergangenen Jahrzehnten entscheidend verbessert hat. Zufrieden sind sie trotzdem nicht,

sondern hoffen auf weiteren sozialen Wandel, der ihren Töchtern mehr Freiraum lassen wird. Die 40-jährige Nuha zum Beispiel, unverheiratet und deshalb älteste Frau im Haus ihres Vaters, träumt von einem eigenen Haus, egal ob mit oder ohne Ehemann. Ihren Berufswunsch Krankenschwester habe sie nie erlernen können, weil die dörfliche Gesellschaft das nicht akzeptiert habe. Nur das von ihrer Mutter geerbte Geld sichert ihren Unterhalt.

Ich besuche an diesem Abend noch zwei weitere Häuser, spreche mit anderen jungen und alten Frauen. Jedes Mal versichern sie, dass die jordanische Gesellschaft sich verändert hat, dass Frauen heute mehr Rechte, gar die gleichen Rechte wie die Männer hätten. Die Alten verweisen auf die junge Generation und die Jungen geben sich selbstbewusst. Sie studieren und betrachten einen späteren Job als selbstverständlich, so wie Ehe und Kinder. Das einzige Problem sei die hohe Arbeitslosigkeit, und die betreffe die Männer doch in gleicher Weise.

Ihre Ignoranz der mir offensichtlich erscheinenden Ungleichbehandlung irritierte mich. Es war als sähe ich Grenzen, die sie nicht wahrnahmen oder für irrelevant hielten. Grenzen wie die abendliche Ausgangssperre in den Studentenwohnheimen für Mädchen, die in den Wohnheimen für Jungen nicht existiert. Am offensichtlichsten wurde das, als ich in der Nähe von Kerak, am landschaftlich schönen King's Highway zwischen Hauptstadt und Rotem Meer, eine Fraueninitiative in Rakin besuchte.

"Die Frauen haben hier keine Probleme. Einige Männer erlauben ihren Frauen zwar noch immer nicht, das Haus zu verlassen, aber es gibt sehr viel weniger Verbote als vor 20 Jahren", versichert mir Leiterin Sara mehrmals. Die Society Rakin Women existiert seit 1991, fünf Jahre später übernahm die Hebamme die Leitung und hat seitdem zahlreiche Projekte in Gang gesetzt. Dank einer schwedischen Hilfsorganisation gibt es im Zentrum einen Computerraum, die 24-jährige Kindergärtnerin Dina kann hier nach Studium und Arbeitslosigkeit endlich erste Berufserfahrungen sammeln. Die Arbeitslosigkeit sei das größte Problem für das 6.000-Seelen-Dorf. Deshalb hilft das Zentrum beim Bau von Brunnen und Rankgittern für Wein, bei der Aufstellung von Bienenstöcken oder der Herstellung von Olivenprodukten und Marmelade und trägt so zu einer Steigerung des Familieneinkommens bei, daneben gibt es Weiterbildungs- und Aufklärungsangebote. Doch trotz ihres Engagements zur Stärkung der Frauen in ihrem Dorf, lebt Sara ein traditionelles Lebensmodell. Gegen Mittag muss sie das Büro verlassen und nach Hause fahren. Dort wartet ihr Mann, früher beim Militär und jetzt arbeitslos. Obwohl er Zeit genug hätte, bleibt die Hausarbeit ihre Aufgabe. Das Mittagessen für die von Schule und Universität kommenden drei Töchter kocht sie.

Emad Hejazeen liebt seinen Beruf, auch wenn der Assistenzprofessor oft frustriert ist. Der 45-jährige Christ unterrichtet Tourismus an der Universität

von Kerak. Doch die Mehrheit seiner Studierenden habe eigentlich gar kein Interesse an seinem Fach, sondern studiere nur bei ihm, weil ihre Abschlussnote für nichts anderes ausgereicht habe. Die meisten Jordanier hätten keinerlei touristische Erfahrungen, manche seiner Studierenden noch nie ein Hotel von innen gesehen. Entsprechend groß seien die Vorurteile, gerade die Mädchen hätten nach einem Abschluss kaum Arbeitsmöglichkeiten. Denn als Touristenführer werden sie nicht akzeptiert, auch in Hotels lassen Väter ihre Töchter nur ungern arbeiten. Das ist auch das Ergebnis seiner 2007 auf Englisch veröffentlichten Doktorarbeit. Das jordanische Tourismusministerium hat das Problem bereits erkannt, mit Hilfe von internationalen Organisationen gibt es in einigen Teilen des Landes Informationsveranstaltungen und Führungen durch Hotels oder Kunsthandwerksläden. Dabei seien die Mädchen durchweg aktiver im Unterricht und hätten deutlich bessere Noten, so Emads Erfahrung. "Die sitzen eben abends im Wohnheim und lernen, während die Jungs sich draußen treffen, essen gehen und Wasserpfeife rauchen." Das eigentliche Problem beginne jedoch schon viel früher, kritisiert er das jordanische Bildungssystem. Weil Jungen und Mädchen während der Pubertät getrennt unterrichtet werden, könnten sie sich nicht vorstellen, dass Männer und Frauen miteinander arbeiten können "ohne, dass etwas passiert. Die haben dann richtig Hunger aufeinander." Er versucht seine Studierenden, die getrennt nach Geschlechtern in seiner Vorlesung sitzen, zur Kooperation zu bewegen und regelmäßig Diskussionen quer durch den Raum und über die Geschlechtergrenzen hinweg zu initiieren. "Die neuen Frauen werden in ihren Familien für die Rechte der Frauen eintreten, weil sie gesehen haben, dass die Männer nicht besser sind als sie selbst. Und die Männer werden hoffentlich auch ihre Meinung ändern und Frauen mit steigendem Respekt behandeln."

Knapp 40 Studierende sitzen im Seminarraum im ersten Stock, vorne die Mädchen, die meisten mit Kopftuch, hinten die Jungen. Nachdem ich zu Unterrichtszwecken von meinen eigenen Erfahrungen als Touristin in Jordanien berichtet habe, darf ich ihnen Fragen stellen. An der Diskussion beteiligen sich zunächst vor allem die Mädchen, erst als sie harsche Kritik an der allgemeinen gesellschaftlichen Einstellung üben und von ihren Berufswünschen erzählen, melden sich auch einige der jungen Männer zu Wort. Nur wenige der Mädchen wollen den Beruf ergreifen, von dem die Mehrheit der Gesellschaft glaubt, dass sie dafür nicht geeignet sind: Reiseführerin. Ein Beruf, der im benachbarten Ägypten mit großer Selbstverständlichkeit von vielen jungen Frauen ausgeübt wird. "Meine Großeltern haben gesagt, dass sei ein zu harter Job für eine Frau. Ständig unterwegs, keine Zeit für die Kinder, verschiedene Sprachen, die man können muss. Aber ich will das nicht akzeptieren, ich will eine Vermittlerin zwischen unserem Land und

den Touristen sein", sagt Nur. Doch die meisten der jungen Frauen haben Angst vor dem Gerede der Leute, das unvermeidlich wäre, wenn sie allein reisen und die Nacht außerhalb ihres Hauses verbringen würden. "Dann gilt sie ganz schnell als leichtes Mädchen", stimmt Yusif seinen Kommilitoninnen zu. Als allerdings Ali die Hand hebt und sagt "Frauen sind nicht in der Lage, die Verantwortung in kritischen Situationen zu übernehmen. Männer haben damit viel mehr Erfahrung, weil sie häufiger außer Haus sind", protestieren nicht nur die Mädchen. "Es macht doch keinen Sinn, dass die Mädchen Tourismus studieren, wenn sie dann nicht in diesem Feld arbeiten dürfen. Wir brauchen auch weibliche Guides", widerspricht Mohammed. Dabei erweist sich die Religion selbst manchmal als Stolperstein für die Mädchen. "Ich würde eigentlich gern Stewardess werden", erzählt Sali, "aber das geht nicht, weil ich dafür mein Kopftuch abnehmen müsste."

Eine Stunde weiter gen Süden treffe ich Maha al Obedveen. Sie ist Leiterin einer Schule für besonders begabte Kinder in Tafileh und nimmt mich mit zu einer der Frauen, die seit 2007 dank einer neu eingeführten Quotenregelung im kommunalen Parlament sitzen. Wir treffen uns im Hinterzimmer der Apotheke, die Jihan Samha seit zehn Jahren betreibt. Obwohl wir unter uns sind, verbietet mir Maha dort das Rauchen, denn es schickt sich für Frauen nicht, in der Öffentlichkeit zu rauchen, und Kunden könnten mich sehen. Auch dass ich später allein auf den Bus warte, der mich zurück nach Kerak bringt, lässt sie nicht zu. Maha und Jihan sind unverheiratet und engagieren sich seit Jahren für die Frauen ihrer kleinen Stadt. Jihan arbeitete in einem staatlichen Gesundheitszentrum, bevor sie vor zehn Jahren ihre stark frequentierte Apotheke eröffnete. Die Bewohner hätten sie durch diese Arbeit bereits gekannt, deshalb sei sie schnell auch als Selbstständige akzeptiert worden, erzählt sie, als sie für einige Minuten den Verkaufsraum verlassen kann. Auch sie betont, wie wichtig die Unterstützung ihrer Familie war. Während ich mich mit Maha al Obedveen und Hanan, die der Apotheke gerade einen Besuch abstattet, weiter unterhalte, pendelt sie zwischen uns und ihren Kunden hin und her. Über ihre Arbeit im Parlament sagt sie: "Anfangs wurden alle meine Ideen abgelehnt." Mittlerweile hat sie ihre männlichen Kollegen davon überzeugt, dass sie nicht für ihren eigenen Vorteil arbeitet, sondern für die Gemeinde. Das erste große Projekt, das sie durchsetzen will, ist ein öffentlicher Treffpunkt für Frauen, "der Kontakt zwischen den Frauen hier ist nicht sehr gut, weil sie alle sehr beschäftigt sind." Doch deren Leistungen im Beruf und für die Familie würden nicht gewürdigt, sondern stattdessen Männer regelmäßig bevorzugt behandelt. Hanan, die jahrelang das Labor einer Schule betreute, nickt heftig dazu. Die 40-Jährige ist in Frührente gegangen, weil sie ihr Arbeitsumfeld nicht mehr ertragen konnte, "erfolgreiche Frauen werden gefürchtet und oft auch verleumdet. Aber wenn Män-

ner trotz schlechterer Qualifikation ständig bevorzugt werden, dann kann man sich nicht beklagen, denn der Chef ist ja Teil des Problems."

Schuldirektorin Maha betreibt gemeinsam mit ihrer Mutter den einzigen Kindergarten in Tafileh, der zum Teil auch als Treffpunkt von Frauen genutzt wird. Dabei hat sie die Erfahrung gemacht, dass "neue Ideen die Frauen auch in Schwierigkeiten bringen, weil sie sich immer erst mit ihrem Ehemann darüber auseinandersetzen müssen und ihre Verhandlungsposition dabei immer die schwächere ist. Er kann sich schließlich einfach eine neue Ehefrau suchen und sie mit den Kindern und ohne Geld zurücklassen." Die 49-Jährige hat neun Schwestern und zwei Brüder. Der Jüngste leidet am Down-Syndrom, "meine Mutter wollte immer Söhne. Alle haben ihr gesagt, sie soll aufhören. Aber sie ist immer wieder schwanger geworden, und das ist das Ergebnis." Sie klingt bitter, nicht ohne Grund. Denn die Versorgung des jüngsten Sohnes musste sie übernehmen, als ihre Mutter sich von dem behinderten Kind abwandte. Maha ist eine durchsetzungsfähige, kritische Frau und auf den Straßen die einzige ohne Kopftuch. Einen Heiratsantrag habe sie nie bekommen, erzählt sie. Ob das am fehlenden Kopftuch liegt oder an ihrer starken Art, kann sie nicht sagen. Ihre Freunde würden oft sagen: "Es ist alles in Ordnung mit Dir, aber bitte bedecke Dich doch endlich."

"Ich habe nie ein Kopftuch getragen. Aber heute tragen ja alle eins. Und wer bin ich, dass ich dann die Einzige ohne Tuch wäre?", Hujan al-Kadi hat sich dem Trend des Bedeckens vor etwa einem Jahr angepasst. Ich treffe die 43-Jährige in der staatlichen Wasserbehörde des Jordantals, vor sich einen Aschenbecher, dessen Inhalt eindeutig Spuren ihres Lippenstifts trägt. Sie verwaltet die Wasserrechnungen für die Landwirte, die Wasser nur nach einem strengen Plan erhalten; in ihrem Büro sitzt sie mit Männern zusammen, regelmäßig kommen Bauern mit Fragen vorbei. Ehemann und Söhne sind regional erfolgreiche Musiker klassischer arabischer Musik, sie selbst hat eine Fraueninitiative gegründet. Ihr Verein Rural Women betreibt unter anderem eine kleine Fabrik, in der frisches Gemüse für den Export sortiert wird. Sie bringt der Initiative nicht nur Geld, sondern bietet auch eine Arbeitsmöglichkeit für die jungen Mädchen von Der Alla. In den eigenen Gewächshäusern kultiviert Hujan mit Hilfe eines ägyptischen Arbeiters Gurken, Paprika und Zucchini, draußen sind die Beete gerade vorbereitet, dazwischen wachsen Palmen für den Verkauf. Beim Gang entlang der stark befahrenen Landstraße, unterwegs von ihrem Haus zur Sortieranlage, sehen wir ein Auto, völlig überfüllt mit einem Fahrer und sechs Frauen, die bis auf die Augen komplett in bunte Tücher verhüllt sind. "Das sind Landarbeiterinnen. Die fahren gerade raus aufs Feld", erklärt Hujan. Und angesichts der bereits im März erbarmungslos brennenden Sonne habe ich in diesem Fall volles Verständnis für das Verhüllen von Kopf und Gesicht.